

# magazin



## Endlich selbstständig!

Wolfgang Pohl, 63, wohnt alleine in einer Wohnung. Zum ersten Mal in seinem Leben fühlt er sich frei

■ Stolpersteine auf dem Weg zur Inklusion > **S. 10**

■ Mittendrin statt nur dabei: Inklusion als Ziel > **S. 14**

■ „Und Feuer, Jungs!“ Fußball für alle > **S. 36**



**Ich glaube,**  
kein Lebensabend  
sollte dunkel sein.

**Birte Abelmann**

Ergotherapeutin im Albert-Nisius-Haus Minden |  
Alten- und Pflegeeinrichtung der Diakonie Stiftung Salem

## EDITORIAL

## Liebe Leserinnen und Leser,



Andreas Wagner  
Chefredakteur,  
Leiter des Zentrums  
Kommunikation  
der Diakonie  
Deutschland in  
Berlin

mein Sohn sitzt im Rollstuhl. Neulich fuhren wir mit dem Zug von Heidelberg nach Berlin. Gebucht war die Hilfe des Mobilitätsservice der Bahn und ein Rolliplatz. Doch der Zug fiel aus, und es kam ein Ersatzzug ohne Rolliplatz, so dass mein Sohn im Bistro mitfuhr, ohne Möglichkeit zu einem Toilettengang während der fünfstündigen Fahrt.

Brauchen wir jetzt wirklich Inklusion, wo noch nicht einmal einfache Barrierefreiheit funktioniert? Ja, sagen die Befürworter. Selbst wenn schon viel getan wird für behinderte Mitbürger, es ist nicht genug oder, genauer, nicht auf Augenhöhe gerichtet: Mittendrin statt nur dabei, heißt das Motto von Inklusion. Respektvoller Umgang mit Verschiedenheit ist die Herausforderung für die Gesellschaft, damit etwas wie das Geschilderte nicht mehr passieren kann.

Wer von Inklusion spricht, meint die Qualität von Hilfe und Beziehung, den Blick auf vollwertige Subjekte, die Achtung voreinander. Dass behinderte Menschen dabei sind – unter uns, mit uns, neben uns –, das ist in den Köpfen noch nicht verankert. Teilhabe am normalen Leben bedeutet, dass die Inklusion ins System kommt, dass Unterstützung, in welchem Bereich auch immer, selbstverständlich wird.

Da geht viel, da geht viel mehr, auch bei der Bahn. Eine Klassenkameradin meines Sohnes bestieg den Zug mit Hilfe des Mobilitätsservice. Der Schaffner erkundigte sich unterwegs nach dem Ziel – ein Provinzbahnhof. Bedauerlich sei, dass es am Ankunftsbahnsteig keine Hilfe und keinen Aufzug gebe. Kurz vor Erreichen des Ziels kam er zu der jungen Frau zurück und erklärte, dass der Zug heute ausnahmsweise auf Gleis 1 einfahre, er ihr helfen werde und sie so (fast) barrierefrei zum Ausgang käme.

Ihr

*Andreas Wagner*

**Seite 10** Christian Marx macht tolle Fotos, obwohl er sehbehindert ist



**Seite 22** Anna B. lebt in einer Wohngemeinschaft und fühlt sich dort sehr wohl

## Auftakt

Warum Inklusion wichtig ist

- 06 **EinBlick**
- 08 **Panorama**
- 10 **Stolpersteine** Über Barrieren im Alltag, die man wegräumen muss

## Spektrum

Menschen mit Behinderungen möchten ihr Leben selbst gestalten: Was heute schon geht und was sich noch ändern sollte

- 14 **Einstieg** Inklusion ist ein Menschenrecht und eine Aufgabe. In der Gesellschaft ist noch viel zu tun, damit behinderte Menschen Zugang zu allen Lebensbereichen haben
- 18 „Ein großes Vorhaben“ Interview mit Johannes Stockmeier
- 19 Links zum Thema
- 20 **Umfrage** Stationär oder ambulant – wie wollen wir wohnen und leben?
- 22 **Inklusives Wohnen** Menschen mit unterschiedlichen Behinderungen leben zusammen in einer Wohngemeinschaft
- 26 **Partnerschaft** Claudia und Andreas haben sich über „Feuer und Flamme“ kennengelernt
- 29 Interview mit Ilse Achilles über Sexualität und Aufklärung: „Nicht auf Fragen warten!“
- 31 **Kommentar** „Es gibt noch zu viele Barrieren“, sagt Maria Loheide

- 32 **Schule** In der August-Becker-Schule lernen lernschwache und normal begabte Kinder zusammen
- 36 **Fußball** Spaß und Spannung mit prominenter Unterstützung
- 39 **Unsere Empfehlungen** Behinderung, Anderssein, Liebe in Büchern und Filmen
- 42 **Lebensfragen** Gemeinsam durchatmen  
Was ist, wenn ein anderer Mensch sehr leidet?



**Seite 32** Finja hat beim Lernen in einer inklusiven Schule so viel Zeit, wie sie braucht

## Perspektiven

In Zukunft ist es selbstverständlich, dass Menschen mit Behinderungen selbstständig wohnen und arbeiten

- 44 **Arbeit** Eigenes Geld verdienen – das macht stolz
- 46 **Technik** Wolfgang Pohl zeigt seine Wohnung: Viel Technik hilft ihm, selbstständig zu leben
- 48 Frank Zittau erläutert das Konzept und die technische Ausstattung
- 51 **Zukunft** So sieht die inklusive Gesellschaft in 30 Jahren aus
- 54 **Ausblick** Autoren und Autorinnen
- 55 **Impressum**



**Seite 46** Wolfgang Pohl lebt selbstständig in einer eigenen Wohnung und fühlt sich jetzt frei

### Einfache Sprache

#### Einfache und Leichte Sprache

Viele Artikel dieser Ausgabe wurden in Einfacher Sprache zusammengefasst. Einfache Sprache wendet sich an Menschen, die nicht gut lesen können. Sie verzichtet auf Fremdwörter und verwendet wie die Umgangssprache kurze, klare Sätze. Von der Einfachen Sprache unterscheidet man die Leichte Sprache, die noch leichter zu

verstehen ist als die Einfache Sprache. Für die Leichte Sprache gelten Regeln in Bezug auf Wortwahl, Satzbau und Textgestaltung. Texte in Leichter Sprache werden geprüft, in der Regel von Menschen mit geistiger Behinderung. Die Zusammenfassungen erstellte das Büro für Leichte Sprache Bonn.

## EINBLICK

Laub harken, Wege fegen, Hecken schneiden – Gabriele Tuttaß, 50, arbeitet gerne an der frischen Luft. Ihr Arbeitsplatz ist das Gelände der Friedenskirche in Farmsen-Berne, in Hamburg. Einmal in der Woche kommt sie hierher, mit ihrem Team und dem Assistenten vom tagewerk.alsterdorfer markt. Die Kirchengemeinde hat die Tagesförderstätte mit der Pflege der Außenanlagen beauftragt. An den anderen Tagen arbeitet Gabriele Tuttaß in anderen Beschäftigungsprojekten der Tagesförderstätte.

[www.alsterdorf-assistenz-west.de](http://www.alsterdorf-assistenz-west.de)  
Mehr Fotos unter:  
[www.diakonie.de/Inklusion](http://www.diakonie.de/Inklusion)





## PANORAMA

**Diakonie** 

Wussten Sie's schon?

Rund **950** Angebote und ambulante Dienste für Menschen mit Behinderungen gibt es in der Diakonie.

## Den Einzelnen unterstützen!

Der Bundesverband evangelische Behindertenhilfe e. V. (BeB) arbeitet seit Jahrzehnten für und mit Menschen mit Behinderung oder psychischer Erkrankung. In der aktuellen Legislaturperiode wollen Bund und Länder ein Bundesleistungsgesetz schaffen, das die Rahmenbedingungen für Unterstützungsleistungen grundlegend ändern soll.

Der BeB und die Diakonie Deutschland setzen sich dafür ein, dass mit dieser Reform die gewachsenen Dienstleistungsstrukturen für Menschen mit Behinderung oder psychischer Erkrankung so weiterentwickelt werden, dass sie der UN-Behindertenrechtskonvention entsprechen. Das Individuum, sein Wunsch- und Wahlrecht, die selbstbestimmte und volle Teilhabe, die Bereitstellung bedarfsgerechter Unterstützungsleistungen im Sozialraum sowie die Schaffung einer inklusiven Gesellschaft sind die zentralen Kategorien der UN-BRK.

Anlässlich der Bundestagswahl 2013 haben der BeB und die Diakonie Deutschland gemeinsame Forderungen und Positionen veröffentlicht:

[www.beb-ev.de/bundestagswahl-2013/](http://www.beb-ev.de/bundestagswahl-2013/)

Diese Zahl stammt aus dem Jahr 2012. Im Jahr 2000 waren es erst **260**

Mehr Zahlen und Informationen unter: [www.diakonie.de/Statistik](http://www.diakonie.de/Statistik)  
Geschichte hinter den Zahlen: [diakonie.de/inklusion](http://diakonie.de/inklusion)

Quelle: Einrichtungstatistik zum 1. Januar 2012, Diakonie Texte, Statistische Informationen 5/2013  
Bestellen oder als PDF herunterladen unter: [www.diakonie.de/Diakonie Texte](http://www.diakonie.de/Diakonie%20Texte)

## Wolle – Natur – Farben



Mit Wolle und Farben beschäftigt sich eine neu eröffnete Integrationsfirma der Diakoniestiftung Weimar Bad Lobenstein. In der inclusio Weimar gGmbH mit Sitz im Landgut Holzdorf wird Wolle in hoher Qualität mit Naturfarben gefärbt. Sie wird zuerst gewaschen, dann werden die Farben von Hand eingeknetet. Danach wird die Farbe durch Erhitzen im Umluftofen fixiert, nochmals gewaschen und getrocknet, in Bündel verpackt, mit Bänderolen versehen und versandfertig gemacht.

Integrationsfirmen wie die inclusio Weimar gGmbH sind Betriebe des allgemeinen Arbeitsmarktes. Sie verfolgen wirtschaftliche Ziele, und 50 Prozent der Stellen müssen dauerhaft mit Menschen mit Behinderungen besetzt werden.

In den über 120 Einrichtungen der Diakoniestiftung Weimar Bad Lobenstein arbeiten 1.900 Frauen und Männer hauptamtlich und viele ehrenamtlich: [www.diakonie-wl.de](http://www.diakonie-wl.de)

Die Rohwolle wird eingekauft, bearbeitet und mit Naturfarben in einem speziellen Verfahren gefärbt.

Begriffe von A bis Z, erklärt von Rebecca Maskos

## Ist „beeinträchtigt“ jetzt das neue „behindert“?

„Behindert“, „anders begabt“, „besonders befähigt“... was darf man sagen, was ist beleidigend? Auch unter behinderten Menschen sind die Bezeichnungen umstritten. Doch es gibt Begriffe, die definitiv out sind.

## BeEintRäcHTigt

Seit ein paar Jahren haben sich neue Begriffe etabliert, wie zum Beispiel „beeinträchtigte Menschen“. Ist „beeinträchtigt“ jetzt das neue „behindert“? Der Unterschied ist: Die Beeinträchtigung ist die körperliche Seite der Behinderung – das fehlende Bein, das Augenlicht. Bei „Behinderung“ kommt die soziale Dimension dazu – Barrieren behindern und schließen aus und das macht die Beeinträchtigung erst zum Problem.

## hANdiCap

Dieser bei uns oft als progressiv verstandene Begriff wird im angloamerikanischen Sprachraum kaum noch verwendet. Zu sehr erinnert er an „cap-in-hand“ das heißt „betteln“. Deutsch-englische Wortfusionen wie „gehandicapt“ sollte man vermeiden.

## kRüPpeL

Der Begriff war bis in die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts normal, gilt aber heute als beleidigend. Einige behinderte Menschen haben sich diesen Begriff jedoch positiv angeeignet und nennen sich selbst „Krüppel“ – nicht abwertend, sondern selbstbewusst.

Ähnlich haben es auch homosexuelle Männer gemacht, als sie die einstige Beleidigung „schwul“ erfolgreich umdefinierten. Doch „Krüppel“ ist noch kein neutraler Begriff und sollte nur innerhalb der Gruppe behinderter Menschen verwendet werden.

Rebecca Maskos hat diese und viele andere Begriffe gesammelt und erklärt. **Mehr unter: [leidmedien.de/journalistische-tipps/begriffe-von-a-bis-z/](http://leidmedien.de/journalistische-tipps/begriffe-von-a-bis-z/)**

Fotos: Sandra Smailes

## Cartoon



Anzeige

Sich in unsicheren Zeiten  
sicher fühlen



Ihnen ist Zuverlässigkeit für Ihre Bankgeschäfte wichtig. Uns auch.

EKK – Ihre Bank mit christlichen Werten

[www.ekk.de](http://www.ekk.de)



**EVANGELISCHE  
KREDITGENOSSENSCHAFT eG**  
Partner von Kirche und Diakonie

**Telefon: 0800 520 604 10, E-Mail: [ekk@ekk.de](mailto:ekk@ekk.de)**

Sie finden uns in Berlin • Eisenach • Erfurt • Frankfurt (M.) • Hannover  
Karlsruhe • Kassel • München • Neuendettelsau • Nürnberg  
Rummelsberg • Schwerin • Speyer • Stuttgart • Wien

STOLPER-  
STEINE

## Der Weg ist oft holprig, aber es geht!

Inklusion ist das Ziel. Darin sind sich alle einig. Aber was heißt das eigentlich konkret? Und welche Stolpersteine auf dem Weg zur Inklusion gilt es zu überwinden – neben den allseits bekannten hohen Bordsteinkanten oder fehlenden Aufzügen? In den folgenden sechs Porträts berichten Klienten und Mitarbeitende aus dem Rauhen Haus von den Hindernissen in ihrem Leben.

Von Misha Leuschen

## Sigrid Menck

ist spastisch  
gelähmt und hat  
Karriere gemacht



In einem Dorf in Niedersachsen verbrachte Sigrid Menck eine glückliche Kindheit. „Obwohl ich von Geburt an eine spastische Lähmung hatte, gab es eine automatische Inklusion“, erzählt die 52-Jährige lächelnd. „Ich bin nie versteckt worden und durfte alles: radfahren, reiten, sogar den Führerschein habe ich gemacht.“ Doch außerhalb des Dorfes geriet sie schnell an Grenzen. Nicht nur räumliche Barrieren, sondern vor allem die in den Köpfen der Menschen machten ihr zu schaffen. Menschen ohne Behinderung, die ihr wenig zutrauen, weil sie in ihrer Beweglichkeit eingeschränkt ist. Menschen, die sich selbst wenig zutrauen, weil sie eine Behinderung haben. „Behinderte junge Männer machten mir

wegen meiner Behinderung den Hof“, erzählt sie und schüttelt den Kopf. Das ging gar nicht: „Ich will doch nicht auf meine Behinderung reduziert werden!“

Sigrid Menck machte Karriere, ihre offene, selbstbewusste Art, ihr Organisationstalent kamen gut an. Sie war beim Evangelischen Kirchentag als Sekretärin der Geschäftsführung tätig, arbeitete im Kirchenamt der EKD und kam schließlich 1994 als Sekretärin des Vorstands zum Rauhen Haus. „Meine Grenzen werden hier akzeptiert, aber nicht wichtig genommen.“ Was sie sich wünscht? „Wir Behinderte sollten unsere Stärken und Qualitäten in den Vordergrund stellen, nicht unser Manko. Wir sind noch immer viel zu still.“



## Constanze Böttcher

kann Menschen mit Depressionen Mut machen

Eigentlich könnte es ganz leicht sein mit der Inklusion, findet Constanze Böttcher. „2009 hat die BRD die UN-Konvention über die Rechte von Menschen mit Behinderungen unterzeichnet, jetzt muss sie sie nur noch umsetzen.“ Dass es daran in der Praxis hapert, weiß die 42-Jährige aus eigener Anschauung. Seit früher Kindheit unter anderem an Depressionen erkrankt, hat sie mehrere Suizidversuche und noch mehr Psychiatrieaufenthalte hinter sich. In Krisen erschien ihr der Alltag wie eine einzige Überforderung. Hilfe fand sie bei einem guten Therapeuten. Zurzeit macht Constanze Böttcher eine Ausbildung als „EX-INlerin“: Als psychiatrieerfahrene Genesungsbegleiterin möchte sie anderen Erkrankten Hoffnung und Mut vermitteln. „Ich habe gelernt, dass auch Depressionen oder Suizidgedanken vorbeigehen. Das kann ich vermitteln“, erzählt sie. Betroffene müssten den Mut finden, sich zu zeigen, „eine psychische Erkrankung sieht man ja nicht“, weiß Constanze Böttcher. „Für die Gesellschaft ist es wertvoll, Menschen mit Behinderungen zu integrieren. Es macht alle achtsamer im Umgang miteinander.“

## Das Rauhe Haus

Vor 180 Jahren gründete Johann Hinrich Wichern in Hamburg-Horn das Rauhe Haus als Rettungshaus für verwahrloste und verwaiste Kinder aus den Elendsquartieren Hamburgs und legte damit den Grundstein für die heutige Diakonie. Aktuell sind mehr als 1.000 Mitarbeitende im Rauhen Haus beschäftigt, die mehr als 3.000 Menschen betreuen und ausbilden. Das Rauhe Haus ist an über hundert Orten im gesamten Hamburger Stadtgebiet und Umland vertreten. Neben den Bereichen Kinder- und Jugendhilfe, Sozialpsychiatrie und Altenhilfe sowie Behindertenhilfe stellt das Rauhe Haus als Träger der Ev. Wichern-Schule, der Ev. Berufsschule für Altenpflege und der Ev. Hochschule für Soziale Arbeit und Diakonie Bildungsangebote von der Grundschule bis hin zu Studium und Beruf bereit. ■



## Christian Marx

ist stark sehbehindert, aber fotografiert leidenschaftlich gern

Christian Marx spielt nicht nur Fußball, er fotografiert auch leidenschaftlich gern – und das, obwohl er seit seiner Geburt stark sehbehindert ist. „Ich kann Farben, Bewegungen und Umrisse erkennen“, erklärt der 38-Jährige. In vertrauter Umgebung, wie an seinem Arbeitsplatz beim Fundraising des Rauhen Hauses, kommt der gelernte Bankkaufmann prima zurecht. Seinen Haushalt meistert er allein, „auch wenn ich beim Putzen nicht jeden Fleck erwische“.

Seine Sehbehinderung wird nur an seinem Augenzittern deutlich. „Ich kann Menschen nicht angucken, das

kann eine Quelle von Missverständnissen sein“, hat Christian Marx erfahren. Seine Außenwirkung kann er nicht einschätzen, die Reaktion anderer auf seine Behinderung bleibt ihm manchmal fremd. So birgt der Umgang mit anderen Tücken. Hilfe anzunehmen fällt ihm schwer, da fühlt er sich mit seiner Behinderung „erwischt“, sagt er. Da nimmt er lieber blöde Sprüche in Kauf, wenn er im Supermarkt mal wieder ganz dicht ans Regal geht, um die Produkte zu erkennen. Was er sich wünscht? „Mehr Verständnis für Menschen, die schlecht sehen“, sagt er – und für ihr Dilemma.

Mit ihrer positiven Energie reißt Jill Christin Werner alle mit. „Das macht das Leben leichter“, findet sie. Die 44-Jährige hat eine Lernbehinderung, die es ihr schwer macht, sich zu konzentrieren. Mit zwölf Jahren erlitt sie eine Gehirnblutung, lag im Koma – das verstärkte ihre Behinderung. Aber Jill Christin Werner ist eine Kämpfe-



Jill Christin  
Werner

hatte eine  
Gehirnblutung und  
arbeitet in der  
Uni-Bibliothek

rin. Sie hat verschiedene Ausbildungen gemacht, ist Rettungsschwimmerin und hat eine Festanstellung an der Unibibliothek der Juristischen Fakultät. Zwanzig Stunden in der Woche etikettiert und repariert sie Bücher, erzählt sie stolz.

Jill Christin Werner lebt allein und kommt gut zurecht im Alltag, außer wenn sie mit Behörden zu tun hat. Oft versteht sie die Anschreiben nicht. Das hat sie schon mal in ziemliche Schwierigkeiten gebracht. Damit das nicht mehr passiert, wird sie vom Rauhen Haus von einer Betreuerin unterstützt. Nun traut sie sich auch allein aufs Amt.

Wie eine gehörlose Bloggerin den Kirchentag erlebt hat oder wie ein alleinerziehender, gehbehinderter Vater eine unbefristete Vollzeit-Stelle im CAP-Markt gefunden hat, lesen Sie in weiteren Berichten von Menschen mit Behinderung auf [diakonie.de/inklusion](http://diakonie.de/inklusion)

Gerade hat Hans Sander seinen Schwerbehindertenausweis verlängern lassen. „Der ist jetzt unbefristet“, schmunzelt der 88-Jährige. Seit vor zwei Jahren seine Frau starb, lebt der Hamburger im Alten- und Pflegeheim Haus Weinberg im Rauhen Haus. Gesundheitlich ist er angeschlagen, aber er hat im Laufe seines langen Lebens gelernt, das Beste daraus zu machen. Als schwer Kriegsbeschädigter musste der gelernte Karosseriebauer nach 1945 neu anfangen. Er fand Arbeit bei der Post, stieg dort auf, heiratete und wurde stolzer Vater



Oliver Millies

hat das Asperger-Syndrom und ist ein Ass in Mathe

Oliver Millies träumt von einem ganz normalen Lebenslauf mit Abitur und Hochschulabschluss. Mit dem man sich einfach bewerben kann, ohne dass Arbeitgeber dumme Fragen stellen. Doch so etwas kann Oliver Millies nicht vorweisen. Der 40-Jährige hat eine einseitige mathematische Begabung – und das Asperger-Syndrom, eine autistische Spektrumsstörung.

Stillzusitzen fällt ihm schwer: „Mein Körper will nicht nur etwas Geistiges machen.“ Im Gespräch springt er schon mal auf und läuft herum. „Mein Bewegungsdrang macht andere nervös.“

In seiner Wohngemeinschaft im Rauhen Hauses lebt er gern. Er hat auch Arbeit im Büro gefunden. Sie gefällt ihm. Doch er wünscht sich einen Arbeitsplatz, der Mathematisches mit etwas Körperlichem verbindet und versteht nicht, dass Arbeitgeber bei einer so besonderen Begabung wie der seinen auf einem Abiturzeugnis bestehen. „Wozu soll das gut sein?“ Zahlen sind schließlich seine Welt, Brettspiele wie Go oder Schach spielt er erfolgreich im Verein, „mit Nichtbehinderten“.

eines Sohnes. „Dass meine Frau einen Lahmen geheiratet hat, muss man ihr hoch anrechnen“, findet er. Seine Behinderung habe er immer „weggedrückt“. Früher war er mobil, ist mit seiner Frau viel gereist. Ein Schlaganfall hat ihm zugesetzt, er geht jetzt am Rollator, seine Welt ist enger geworden. Doch klagend ist Hans Sander fremd, er arrangiert sich. Und er lässt sich nichts gefallen: „Wenn mich jemand wegen meines Alters nicht für voll nimmt, dann wehre ich mich“, sagt der zierliche Mann. „Reden kann ich ja noch.“

## Auszüge aus der UN-Konvention für Menschen mit Behinderungen von 2009

Leichte Sprache

### Gleiche Rechte.

Durch die Vereinbarung sollen Menschen mit Behinderung die gleichen Rechte wie alle Menschen haben. So sollen Menschen mit Behinderung ein gutes Leben haben.

### Gut behandeln.

Jeder Mensch muss gut behandelt werden. Jeder Mensch hat Würde. Das bedeutet: Jeder Mensch ist ein besonderer Mensch. Und jeder Mensch ist viel wert. Jeder Mensch hat das Recht so zu sein, wie er ist.

### Nicht diskriminieren.

Niemand darf diskriminiert werden. Das bedeutet: Niemand darf

schlechter behandelt werden, weil er behindert ist. Jeder Mensch muss gerecht behandelt werden. Jeder Mensch muss die Hilfe bekommen, die er braucht.

### Gleiche Chancen.

Jeder Mensch soll die gleichen Chancen haben. Das bedeutet: Jeder Mensch soll das Gleiche schaffen können. Zum Beispiel: Alle Kinder sollen in eine Schule gehen können. Auch behinderte Kinder. Oder: Auch behinderte Menschen sollen eine Arbeit bekommen können. Sie sollen die Hilfen bekommen, die sie dafür brauchen.

### Dabei sein.

Jeder Mensch darf an der Gesellschaft teilhaben. Das bedeutet: Jeder darf dabei sein. Jeder darf andere Menschen treffen. Niemand darf ausgeschlossen sein.

### Selbst bestimmen.

Jeder Mensch darf für sich selber entscheiden. Das bedeutet: Niemand darf einfach über einen anderen Menschen bestimmen.



Hans Sander

ist schwer behindert  
und stolzer Vater  
eines Sohnes

## HINTER-GRUND

## Mittendrin statt nur dabei

Behinderte Menschen haben freie Schulwahl. Sie können wohnen und arbeiten und ihre Freizeit gestalten, wo und wie sie wollen. Denn Inklusion ist ein Menschenrecht. Die Wirklichkeit sieht freilich anders aus. Rebecca Maskos

Alltag in einer normalen Grundschulklasse, irgendwo in Deutschland. Die Schüler hören ihrer Lehrerin zu, einige aufmerksam, ein paar kippeln mit dem Stuhl oder malen etwas gelangweilt in ihrem Heft herum. Neben der Lehrerin sitzt eine Gebärdensprachdolmetscherin, gegenüber einem gehörlosen Kind in der ersten Reihe. Sie übersetzt den Lehrstoff. In der Pause sprechen die Mitschüler das Kind in Gebärdensprache an: „Kommst du mit aufs Klettergerüst?“

Nach einem solchen „normalen“ Grundschulalltag muss man in Deutschland lange suchen, immer noch. Das ist verwunderlich, denn eigentlich wollen ja alle, dass sie kommt, die Inklusion: Eine Gesellschaft, in der alle willkommen sind – egal ob zum Beispiel behindert oder nichtbehindert, ob Migrant oder Muttersprachler, egal welches Geschlecht, welche Religion oder sexuelle Orientierung jemand hat. Die Vielfalt der Menschen wird anerkannt und wertgeschätzt.

Lange sprach man von Integration: Eine Minderheit darf teilhaben, muss sich aber den Standards anpassen. Die Mehrheit bleibt dabei unverändert. Und es bleibt die Aufgabe der Minderheit, für ihre eigene Integration zu sorgen. Bei der Inklusion hingegen verändert sich die Mehrheitsgesellschaft selbst. In ihr soll es selbstverständlich sein, dass Gebäude barrierefrei sind und alle ungehindert miteinander kommunizieren können.

So selbstverständlich, dass sich irgendwann die Unterschiede verwischen. Die inklusive Gesellschaft fragt nicht mehr nach Behinderung oder Nichtbehinderung, sondern danach, was die Einzelnen brauchen, um teilnehmen zu können. Behinderung ist nicht länger ein Defizit, das man beheben oder anpassen muss. Aus inklusiver Perspektive wird Behinderung eher zu einer Frage von Barrieren, Zugang und Unterstützung.

Um sich von dem Begriff der Integration abzusetzen, benutzten Teile der US-Behindertenbewegung ab den 70er Jahren deshalb den Begriff Inklusion. Er geht zurück auf das lateinische Wort für „Enthaltensein“. Populärer wurde das Wort allerdings erst in jüngeren Debatten rund um Bildung und Schule. Auf der UNESCO-Weltkonferenz zum Thema Bildung in

Salamanca 1994 fand der Begriff erstmals größere Verbreitung. In der dort verabschiedeten „Salamanca-Erklärung“ legten Delegierte aus 92 Ländern ein Ziel fest: inklusive Bildung für alle. Und in der UN-Behindertenrechtskonvention, die seit 2009 auch in Deutschland gilt, ist Inklusion als Menschenrecht verankert – nicht nur im Bereich Schule, sondern in allen Lebensbereichen, wie zum Beispiel Arbeit, Wohnen, menschliche Beziehungen, Kultur und Freizeit.

So weit die Vision, die sich auch Deutschland seit der Ratifizierung der Behindertenrechtskonvention auf die Fahnen geschrieben hat. Doch wenn es konkret wird, scheinen Zweifel und Bedenken immer noch zu überwiegen – und das besonders im Bereich Schule. Dort wird das Thema in Deutschland derzeit leidenschaftlich diskutiert.

### Über den elektrischen Türöffner freuen sich auch schwer Bepackte

Zum Beispiel der Fall der siebenjährigen gehörlosen Melissa aus Bayern. Über Monate hinweg mussten ihre Eltern die Kostenübernahme für die Gebärdendolmetscher vor Gericht erstreiten, damit ihre Tochter weiter in die normale Grundschule gehen kann. Und das, obwohl der Freistaat Bayern 2011 das Inklusionsgesetz beschlossen hat, das behinderten Schülern den Zugang zu Regelschulen ermöglichen soll.

Der Zankapfel war wie so oft das Geld. Etwa 15.000 Euro im Monat kostet das Honorar der Gebärdendolmetscher für Melissa. Außerdem wolle man ja nur „das Beste für Melissa“, befand Richterin Christiane Hohlen, und dieses „Beste“ könne es nur in einer Gehörlosenschule geben. Die Lehrer dort seien für Kinder wie Melissa am besten ausgebildet. Die Eltern argumentierten, dass dort aber die Bildung ihres Kindes viel zu kurz komme. Das sagten sie auch aus eigener Erfahrung – beide sind selbst gehörlos und fanden das Bildungsniveau auf der Gehörlosenschule viel zu niedrig.

Melissa kommt gut mit in der Regelschule und hat dort viele Freunde. Erst nachdem ein bestellter Gutachter der Richterin

mehrmals versicherte, dass die reguläre Grundschule der beste Ort für sie sei, hatte sie ein Einsehen: „Wir sind wohl alle überrascht, dass es so gut läuft.“ Die Situation sei ja schließlich „neu für alle Beteiligten“. Melissa und ein weiteres gehörloses Mädchen aus Bayern dürfen nun an der Regelschule bleiben, seit Juni 2013 zahlt der bayrische Bezirk Schwaben die Kosten dauerhaft.

Warum nicht gleich so? Denn schließlich profitieren auch nichtbehinderte Kinder von Inklusion. In Schweden, den USA und in Großbritannien wäre eine Schülerin wie Melissa an einer Grundschule nichts Ungewöhnliches. Außerdem gibt es auch für hörende Kinder dort schon lange Gebärdensprachunterricht an allgemeinen Schulen, meistens als Wahlfach, und in Schweden seit Juli sogar als Schulabschlussfach.

Schließlich kann Gebärdensprache auch für Hörende sehr nützlich sein. Zum Beispiel in Situationen, in denen man nur über Distanzen miteinander kommunizieren kann, wie in Verhandlungen oder auf Demonstrationen. Das beschreibt die Journalistin Christiane Link augenzwinkernd auf ihrem Blog „Behindertenparkplatz.de“. Sie erlebt einen oft selbstverständlichen Umgang damit an ihrem Wohnort London. Pädagogen empfehlen Unterricht in der Gebärdensprache für hörende Kinder, da sie die kognitive Entwicklung fördert. Werden ein oder mehrere gehörlose Kinder in einer inklusiven Klasse unterrichtet, kann die ganze Klasse Gebärdensprache im Alltag üben, meint Christian Rathmann, Professor für Gebärdensprachdolmetschen an der Universität Hamburg.

Dass Inklusion funktionieren kann, machen uns viele Länder schon lange vor. In den USA beispielsweise hatte das 1990 erlassene Gesetz „Americans with Disabilities Act“ den Effekt, dass Straßen, Häuser, Läden, Cafés, Behörden, Busse und Bahnen nahezu flächendeckend barrierefrei wurden. Behinderte Menschen sind dort im Alltag und in der Arbeitswelt ganz selbstverständlich präsent. Viele Amerikaner sind es deshalb gewohnt, mit ihnen umzugehen und tun das weitgehend unbekümmert. Manche eigentlich barrierefreie „Besonderheiten“ sind dort inzwischen so normal, dass sie gar nicht mehr mit Behinderung in Verbindung gebracht werden.

Zum Beispiel Untertitel für Hörgeschädigte im Fernsehen: In den USA werden alle Fernsehprogramme durchgehend live untertitelt, landesweit. Darüber freut man sich auch in Knei-

pen und Sportsbars, wo oft im Hintergrund ein Fernseher läuft, mit abgeschaltetem Ton. Beim Baseballspiel verpasst man dann nichts, da der Kommentar als Untertitel zugeschaltet ist. Und für rollstuhlgängliche Toiletten sind in den USA keine „Extraräume“ vorgesehen. In jedem Toilettenraum (sowohl für Frauen als auch für Männer) gibt es mindestens eine extra breite Toilettenzelle mit Haltegriff. Jeder kann sie benutzen – und das tun die Amerikaner gern, vor allem wenn sie übergewichtig sind, viele Einkaufstaschen dabei haben oder ihrem Kind beim Toilettengang helfen.

Was einmal speziell für behinderte Menschen gedacht war, hilft allen, den Alltag einfacher zu machen – dieser Gedanke wurde auch von Designern aufgegriffen und in der gestal-

terischen Richtung „Design for all“ weiterentwickelt. „Design for all“ ist inklusiv: Der benutzerfreundliche Fahrkartenautomat hilft allen im Dschungel der Tarife. Über den elektrischen Türöffner freuen sich auch schwer Bepackte oder Eltern mit Kinderwagen.

Aus dieser Perspektive ist Behinderung also kein Defizit, sondern eine Besonderheit, die gesellschaftliche Entwicklungen anstößt und ihre eigenen Stärken mitbringt. Das entdecken sogar schon einzelne Unternehmen, wie zum Beispiel die Softwarefirma SAP, die bis 2020 Hunderte Autisten einstellen und zu IT-Spezialisten und Softwaretechnikern ausbilden will. Viele Autisten haben ein gutes Gefühl für Details und kaum Probleme,

strukturiert zu arbeiten und lange Zahlenreihen zu überprüfen. Ihre Schwierigkeiten liegen dagegen in der sozialen Kompetenz: Gefühle von anderen zu interpretieren fällt ihnen schwer. Jobcoaches sollen ihnen deshalb helfen, sich im Unternehmen einzuleben.

Vorstöße wie der von SAP sind in Deutschland jedoch noch die große Ausnahme. Kein Wunder, schließlich haben wir langjährige Erfahrung in Sachen Exklusion. Seit den 50er Jahren hat sich in Deutschland ein ausdifferenziertes System von Sonderinstitutionen gebildet. Vom Kindergarten bis zum Freizeitheim, von der Schule bis zum Arbeitsplatz – überall gibt es „beschützende“ Einrichtungen speziell für behinderte Menschen.

Ein ausgrenzender Schonraum, kritisieren Aktivisten der Behindertenbewegung schon seit Jahrzehnten – und fragen sich, wer da vor wem „beschützt“ werden soll. Vielleicht die

## „Die inklusive Gesellschaft fragt, was Einzelne brauchen, um teilnehmen zu können.“



Hier ist jeder willkommen: das barrierefrei sanierte Wuppertaler Opernhaus

Nichtbehinderten vor den Behinderten? Untergebracht in ihren Sonderwelten begegnen sich beide Seiten nur selten. Die Folgen sind Vorurteile, Unsicherheiten und Ängste. Wer niemals Kontakt mit behinderten Menschen gehabt hat, wird sich als Personalchef schwer damit tun, sie einzustellen. Wer nie erfahren hat, dass er auch von behinderten Menschen etwas lernen kann, dass sie die gleichen Wünsche und Gefühle wie Menschen ohne Behinderung haben, dass sie vielleicht Humor haben oder verrückte Ideen, der wird vielleicht als Lehrer oder Elternteil große Bedenken gegen Inklusion in der Schule haben.

Doch nicht nur Vorurteile und Ängste sind Bremsklötze für Inklusion. Es gibt auch die Beharrungskraft des alten Systems der Aussonderung. Bundesbehindertenbeauftragter Hubert Hüppe formulierte es in der WDR Talksendung „Eins zu Eins“ im vergangenen März so: „In der ganzen Behindertenhilfe sprechen alle von Inklusion und finden das gut. Aber keiner will sich selbst auflösen“.

So dominiert nach wie vor die Sonderbeschulung. Als gehörlose Schülerin in einer Schule für Hörende ist Melissa noch die absolute Ausnahme. In Deutschland gibt es gerade mal zwei Dutzend gehörlose Schüler in Regelschulen, schätzen Experten – genaue Zahlen gibt es nicht. Doch schon die PISA-Studie zeigte: Deutschlands verzweigtes, spezialisiertes und selektives Schulsystems ist kaum durchlässig und sorgt für soziale Ungerechtigkeit. Dabei bieten besonders die Förderschulen nur wenig Qualität im Schulunterricht. Zu diesem Ergebnis kommt zumindest die aktuelle Studie der Bertelsmann-Stiftung „Inklusion in Deutschland. Eine bildungsstatistische Analyse“: Von 18,4 auf 25 Prozent sei der Anteil gestiegen. Mittlerweile besucht also jedes vierte Kind mit Behinderung eine Regelschule. Aber zugleich habe sich die Zahl der Förderkinder kaum verringert. Das heißt: Immer mehr Kinder bekommen einen Förderbedarf attestiert. Damit bleiben die Förderschulen weiter gut besucht.

Dort blieben dann genau die Ressourcen an Behindertenpädagogen gebunden, die in den neuen inklusiven Schulen fehlen, so die Studie. Dabei reiche die Qualität der Förderschulen oft nicht aus. Drei Viertel der Förderschüler erreichen nicht einmal den Hauptschulabschluss und seien damit in der Regel vom allgemeinen Arbeitsmarkt abgehängt.

Trotz UN-Konvention mauern zudem viele Lehrer und Eltern. Schließlich steht den Schulen bislang auch zu wenig Geld für zusätzliche Lehrkräfte oder den barrierefreien Umbau zur Verfügung. Eltern haben Angst um das Bildungsniveau ihrer Kinder – lernschwache Schüler würden das Lerntempo bremsen. Umgekehrt befürchten Sonderpädagogen, behinderte Kinder könnten im normalen Schulalltag nicht mithalten.

Dabei war es nie Ziel der Inklusionsbewegung, Kinder mit Behinderung ohne eine passende Unterstützung in die Regelschulen zu schicken. Voraussetzung für Inklusion ist genug Assistenz für behinderte Menschen – dieser Gedanke werde oft vergessen, findet Swantje Köbsell, wissenschaftliche Mitarbeiterin im Fachbereich Inklusive Bildung an der Universität Bremen und seit den 80er Jahren

aktiv in der Behindertenbewegung. „Ganz zentral für Inklusion in Schulen ist, dass man im Team unterrichtet und weg vom Frontalunterricht kommt. Der Unterricht muss individueller gestaltet werden, nicht nur für die Förderkinder. Davon profitieren alle, auch die ohne besonderen Förderbedarf.“

Auch Hubert Hüppe findet, dass wirklich inklusiver Unterricht auch leistungsstarken und hochbegabten Schülern zugutekommt: „Gerade die Differenz macht, dass die Kinder voneinander lernen.“ Hüppe fordert zwar nicht die gänzliche Auflösung von Förderschulen, spricht sich aber für eine Umschichtung der Ressourcen aus. Mehr von

dem vielen Geld, das in die Förderschulen gesteckt wird, solle an inklusive Schulen gehen.

Die Schulen sind jedoch nicht die einzigen Baustellen der Inklusion in Deutschland. Viele Menschen mit Behinderungen verbringen große Teile ihres Lebens in einer Parallelwelt – ein von anderen für sie geregeltes, oft abgeschirmtes Leben in Einrichtungen der Behindertenhilfe.

Beispiel Arbeitsmarkt: Wer einmal in einer Förderschule landet, hat danach kaum andere Möglichkeiten als die Behindertenwerkstatt. Und dann heißt es oft: „einmal Werkstatt – immer Werkstatt“. Auf den allgemeinen Arbeitsmarkt wechseln lediglich rund ein bis zwei Prozent der Werkstattbeschäftigten. Und dort haben nicht nur ehemalige Förderschüler schlechte Chancen. Die Arbeitslosenquote ist bei behinderten Menschen anhaltend hoch, trotz allgemein positiver Trends auf dem Arbeitsmarkt. 2010 beispielsweise waren mit

„In den USA sind Häuser, Busse, Straßen, Cafés und Behörden fast alle barrierefrei.“



Keine elektrischen Türöffner: Rollstuhlfahrer werden in der Berliner Zentralbibliothek ausgebremst

rund 15 Prozent fast doppelt so viele Menschen mit Behinderung arbeitslos wie Menschen ohne Behinderung. Arbeitsmarktinstrumente wie die Ausgleichsabgabe oder Fördergelder für Unternehmen greifen nicht – zu groß sind die Sorgen der Personalchefs vor Belastungen für das Team durch behinderte Arbeitnehmer oder Arbeitsausfall. Das zeigen Studien der Humboldt-Universität und der Universität Hamburg – die zugleich unisono die hohe Motivation und die geringe Ausfallquote behinderter Angestellter bestätigen und positive Effekte für die Betriebe sehen.

### Voraussetzung für Inklusion ist Assistenz für behinderte Menschen

Beispiel Wohnen: Barrierefreier Wohnraum ist immer noch rar. Und braucht man Assistenz und Pflege wird es noch schwieriger mit dem selbstbestimmten Leben in den eigenen vier Wänden – verschiedene Kostenträger müssen die Bezahlung der ambulanten Assistenz übernehmen. Dagegen aber stemmen sich immer noch viele Sozialämter und Kassen und setzen die Unterbringung in einer Wohneinrichtung durch – trotz des im Sozialgesetzbuch Neun festgeschriebenen Grundsatzes „ambulant vor stationär“. Über den eigenen Tagesablauf bestimmen – wann man aufsteht oder ins Bett gehen möchte, wann und was man essen möchte – all das können viele Ein-

richtungsbewohner nicht. Auch wenn sie zur Toilette gehen, entscheiden sie nicht selbst. Und nach draußen? Assistenz und Begleitung finden oft nur im geregeltem Rahmen des Einrichtungsalltags statt. Die Freizeit wird oft ausschließlich in Einrichtungsgruppen verbracht. Viele Wohneinrichtungen sind als sogenannte „Komplexeinrichtungen“ zusätzlich an Werkstätten angeschlossen – Arbeit und Leben in einem geschlossenen System des Einrichtungsträgers sind die Folge.

Immerhin: Nordrhein-Westfalen vermeldet, dass erstmals mehr Menschen mit Behinderungen in NRW in ihren eigenen vier Wänden leben als in Einrichtungen. Die Zahl sei in den letzten zehn Jahren auf rund 50.000 angestiegen und habe sich damit verfünffacht. Kritiker warnen jedoch, dass Einrichtungsträger unter dem Mantel der Inklusion die Ambulantisierung auch als Sparmaßnahme nutzten. Wenn Menschen mit schweren Behinderungen in Einzelwohnungen ohne ausreichende Unterstützung und Sozialkontakte blieben, sei das keine Inklusion. ■

Die UN-Konvention über die Rechte von Menschen mit Behinderungen kurz und übersichtlich erklärt gibt es in der Serie „Thema kompakt“: [diakonie.de/inklusion](http://diakonie.de/inklusion).

Warum die Umsetzung in Politik und Gesellschaft bisher nur schleppend vorangeht, erklärt Martina Menzel, Referentin für Soziale Teilhabe von Menschen mit Behinderung bei Diakonie Deutschland, ebenfalls dort in: **3 Fragen, 3 Antworten**

### Einfache Sprache

#### Mittendrin statt nur dabei

Inklusion ist mehr, als nur dabei sein.  
 Inklusion heißt: Jeder Mensch ist wichtig. Alle sind willkommen.  
 Es ist egal, ob jemand eine Behinderung hat oder nicht. Und jeder bekommt die Hilfe, die er braucht.  
 Deutschland hat einen Vertrag unterschrieben. In dem Vertrag steht: Inklusion ist ein Menschen-Recht.  
 In Deutschland sagen alle: Inklusion ist gut. Aber viele Menschen tun noch zu wenig dafür.  
 Oft gibt es Ärger um das Geld.

Zum Beispiel bei Melissa.  
 Sie ist gehörlos. Sie geht in eine allgemeine Grund-Schule.  
 Sie spricht Gebärden-Sprache und braucht einen Übersetzer.  
 Im Gesetz steht: Das Amt bezahlt den Übersetzer. Aber das Amt wollte den Übersetzer nicht bezahlen.  
 Die Eltern von Melissa mussten zum Gericht gehen. Jetzt bezahlt das Amt den Übersetzer.  
 Durch Gebärden-Sprache lernen alle Kinder besser, sagen die Lehrer.



Oberkirchenrat  
Johannes Stockmeier, Präsident  
Diakonie Deutschland

## „Ein großes Vorhaben“

Die Diakonie setzt sich dafür ein, dass Menschen mit Behinderungen wählen können, welche Hilfe sie brauchen Die Fragen stellte Rebecca Maskos

**Inklusion ist in der Behindertenrechtskonvention als Menschenrecht festgeschrieben. Die Realität ist aber noch von Aussonderung geprägt.**

**Was sind die größten Barrieren auf dem Weg zur Inklusion?**

Wir müssen uns auf die Vielfalt des Inklusionsbegriffes einlassen. Da gibt es natürlich umweltbedingte, räumliche Barrieren, aber auch in der Kommunikation, wenn Sie etwa an die Gebärdensprache denken, oder an den Umgang mit Blinden im öffentlichen Nahverkehr. Inklusion ist ein großes Vorhaben.

**Wie verstehen Sie den Begriff Inklusion?**

Der Begriff stellt eine hohe Anforderung – vertrautes Denken und Verhalten im Umgang mit Menschen mit Behinderungen zu ändern. Was mir Sorgen macht: Wenn alles Inklusion ist, ist nichts mehr Inklusion. Wir müssen darauf achten, auch sorgfältig mit diesem Begriff umzugehen.

**Wie kann der neue Umgang mit behinderten Menschen aussehen?**

Da gibt es viele Möglichkeiten. Zum Beispiel behinderte Menschen zu befähigen, sehr viel selbst zur Bewältigung ihres Alltags, ihrer Lebenspraxis, zu unternehmen. Oder überhaupt zuzulassen, dass wir die Behinderung nicht immer nur als Störung empfinden, sondern akzeptie-

ren, dass sie zu unserer Lebenswirklichkeit dazugehört.

**Sie sagen, man muss auch aufpassen, wie man mit dem Begriff umgeht.**

**Wo sehen Sie mangelnde Sorgfalt?**

Von dem Begriff geht eine Faszination aus. Insofern – ich sage das mal etwas salopp – ist natürlich jeder „für Inklusion“. Nur allein die Absicht verändert noch nichts. Wenn ich der Inklusion das Wort rede, ohne zu sagen, in welcher Weise ich die höheren Kosten finanzieren will, dann sollte ich besser nicht von Inklusion reden. Darauf machen wir als Diakonie aufmerksam: Wenn ich Inklusion vorschnell mit dem Motto „ambulant vor stationär“ verknüpfe, dann werden Absichten an diesen Begriff herangetragen, die nicht zu ihm gehören. Denn in der Konvention geht es vor allem darum, dass Menschen mit Behinderungen selbst entscheiden, welche Unterstützung sie haben wollen.

**Vertreter der Behindertenbewegung sprechen von einer Art Etikettenschwindel in der Behindertenhilfe:**

**Dass seit Jahren Begriffe übernommen werden, die ursprünglich einmal Gegenmodelle zur Fürsorge kennzeichnen sollten. Zum Beispiel „Assistenz“ und „selbstbestimmtes Leben“ statt „Betreuung“.**

**Gibt es so einen Etikettenschwindel**

**beim Thema Inklusion nicht auch bei Einrichtungen der Diakonie?**

Wir müssen in diesem Zusammenhang auch sehen, dass die gut entwickelten Strukturen der Behindertenhilfe eine bestmögliche Begleitung ermöglichen wollten. Jetzt haben wir gemerkt, dass diese gute Absicht auf einen Weg geführt hat, den wir inzwischen verändern wollen. Dabei aber darf die fachlich gute Begleitung nicht außer Acht gelassen werden. Es ist ja gut, wenn wir jetzt neue Wege gehen, aber diese Entwicklung braucht Zeit.

**Voraussetzung für eine Anstellung bei der Diakonie ist die Kirchengliederung. Die Kirche ist ja an dieser Stelle vom Geltungsbereich des Allgemeinen Gleichbehandlungsgesetzes (AGG) ausgenommen.**

**Ist das nicht auch eine Exklusion von Nicht-Kirchenmitgliedern?**

Meines Erachtens nein. Das AGG gilt zwar auch für die kirchlichen Arbeitgeber. Doch es schließt nicht pauschal jede Ungleichbehandlung aus, weil Gemeinschaften auch innerhalb einer inklusiven Gesellschaft nicht ihre Individualität aufgeben und uneingeschränkt allen Menschen offenstehen müssen. Die Stärke am Gleichbehandlungsgesetz ist, dass es versucht, diese Interessensabwägung angemessen zu regeln. ■

# Links und Tipps

[diakonie.de/leben-mit-behinderung](http://diakonie.de/leben-mit-behinderung)

Journal und Geschichten

[diakonie.de/gebaerdensprache](http://diakonie.de/gebaerdensprache) und

[diakonie.de/leichte-sprache](http://diakonie.de/leichte-sprache)

Was ist Diakonie? Erklärung in Gebärdensprache und Leichter Sprache

[diakonie.de/inklusion](http://diakonie.de/inklusion)

Hintergrundinformationen und Geschichten zum Jahresthema der Diakonie

[soziale-berufe.com/inhalt/soziale-berufe-fuer-menschen-mit-hoerbehinderung-oder-gehoerlosigkeit.html](http://soziale-berufe.com/inhalt/soziale-berufe-fuer-menschen-mit-hoerbehinderung-oder-gehoerlosigkeit.html)

Tipps für gehörlose Jugendliche, die einen Ausbildungsplatz suchen

[aktion-mensch.de/inklusion/](http://aktion-mensch.de/inklusion/)

Informationen und Tipps von der Aktion Mensch

[leidmedien.de](http://leidmedien.de)

Unterhaltsam aufbereitete Informationen, auch von Menschen mit Behinderungen

[johannes-diakonie.de/ueber-uns/leitsaetze/gewaltpraevention.html](http://johannes-diakonie.de/ueber-uns/leitsaetze/gewaltpraevention.html)

Die Johannes-Diakonie in Mosbach bietet Hilfe an, um Gewalt zu bekämpfen.

Hier kann auch eine Broschüre in Leichter Sprache zum Thema Gewalt heruntergeladen werden

[einfach-teilhaben.de/](http://einfach-teilhaben.de/)

Seite des Bundesministeriums für Arbeit und Soziales – mit nützlichen Tipps für Menschen mit Behinderungen, Angehörige, Verwaltungen und Unternehmen

[wheelmap.org](http://wheelmap.org)

Onlinekarte zum Finden rollstuhlge-rechter Orte. Jeder kann mitmachen und öffentliche Orte entsprechend ihrer Rollstuhltauglichkeit markieren

[inklusion-als-menschenrecht.de](http://inklusion-als-menschenrecht.de)

Seite vom Deutschen Institut für

Menschenrechte – mit Materialien, Spielen und Informationen von der Antike bis zur Gegenwart

[spassamlesenverlag.de](http://spassamlesenverlag.de)

Zeitungs- und Büchertipps in Einfacher Sprache. Sogar Romeo und Julia von Shakespeare liegt in Einfacher Sprache vor.

[ohrenkuss.de](http://ohrenkuss.de)

Zeitung, die Menschen mit Downsyndrom machen

[nachrichtenleicht.de](http://nachrichtenleicht.de)

Angebot des Deutschlandfunks mit den wichtigsten Nachrichten der Woche in Leichter Sprache

[leichtesprache.org](http://leichtesprache.org)

Seite von der Lebenshilfe in Bremen mit Regeln zur Leichten Sprache

[schulleiter24.de/inklusion/index-1.html](http://schulleiter24.de/inklusion/index-1.html)

Praxisleitfaden zum Herunterladen für Schulen, die inklusiv werden wollen

Anzeige



## Der familienfreundliche Automobilclub

### Pannenhilfe europaweit

Damit Sie und Ihre Lieben sicher ans Ziel und wieder nach Hause kommen: Wir helfen europaweit, auch in den Mittelmeer-Anliegerstaaten. Und zwar egal, mit welchem Auto Sie unterwegs sind – einschließlich Mietwagen.

### Personenschutz weltweit

Damit unterwegs niemand verloren geht: Suche, Rettung, Bergung, Krankenrücktransport, Kinderrückholung u.v.m. Für das Plus an Sicherheit auf allen Reisen – auch wenn Sie ohne Auto reisen.

### Beihilfen & Services abrufbereit

Damit die Haushaltskasse geschont wird: Sie sparen bares Geld bei Tierkollisionen, Motorschaden oder im Falle einer Rechtsberatung. Sie genießen kostenlose Services wie Tourenplanung und Kfz-Bewertung.

Mitglied werden: [www.bavc-automobilclub.de](http://www.bavc-automobilclub.de) | Telefon 05 61/70 99 40

 **BAVCAutomobilclub**

<b>Mobilschutz Basis</b>	Einzel: 31,00 € / Jahr	Partner: <sup>1</sup> 15,00 € / Jahr	Junior: <sup>2</sup> 18,00 € / Jahr	Fahranfänger: 1. Jahr kostenfrei
<b>Mobilschutz</b> (inkl. Personenschutz weltweit)	Einzel: 53,50 € / Jahr	Familie: 69,50 € / Jahr	Junior: <sup>2</sup> 40,50 € / Jahr	Junge Familie: <sup>2</sup> 60,50 € / Jahr



\* Mobilschutz Basis: 31 € / Jahr

<sup>1</sup> nur in Kombination mit Einzelmitgliedschaft <sup>2</sup> 18-23 Jahre, Studenten bis 27 Jahre

## UMFRAGE

## So wollen wir leben

Sind stationäre Einrichtungen noch zeitgemäß? Wir haben sechs Experten vom Beirat für Menschen mit Behinderung und/oder psychischer Erkrankung beim Bundesverband evangelische Behindertenhilfe gefragt. Von Gloria Veesser

Der Bundesverband evangelische Behindertenhilfe (BeB) wird von einem achtköpfigen Beirat unterstützt, dessen Mitglieder selbst Menschen mit Behinderungen oder psychischen Erkrankungen sind. Sie vermitteln zwischen den Betroffenen und dem Vorstand, vertreten die Interessen der Mitglieder und entwickeln Stellungnahmen zu aktuellen Fragen – egal, ob es um Arbeit, Wohnen, Freizeit oder Ruhestand geht. Weitere Infos unter: [www.beb-ev.de](http://www.beb-ev.de)



Von links nach rechts stehend: Carsten Wiegel, Anton Bals, Herbert Baum, Cornelia Rothkegel, sitzend: Maik Tiedtke, Claudia Thiele, Marianne Münz, Udo Dahmann

**Anton Bals**, 68, Bernhard Mosberg Werkstatt, Bielefeld, lebte 30 Jahre in einer stationären Einrichtung, wohnt seit etwa zehn Jahren allein mit ambulanter Betreuung.

„Wer alleine leben kann, sollte das auch dürfen. Aber diejenigen, die stationär leben wollen und eine Institution nötig haben, sollten dies auch bewilligt bekommen. Ich bin nach 30 Jahren von jetzt auf gleich in die ambulante Pflege verschoben worden – das erste Jahr war grausam. Da kam ich von einer Institution, die einem alles abgenommen hat, ins Nichts – ich musste plötzlich alles selbst machen und hatte gar keine Ahnung davon. Aufgrund dieser Erfahrung finde ich, dass zumindest ein Jahr Vorbereitung sein muss, sonst fällt man in ein Loch.“

**Maik Tiedtke**, 35, Diakonie am Thonberg, Leipzig, hat schon stationär und in WGs gewohnt. Er lebt jetzt allein mit ambulantem Pflegedienst.

„Es kommt auf den Betroffenen an. Viele haben Angst vorm Alleinsein, davor, was an Arbeit auf sie zukommt und ob das mit der Pflege klappt – eine stationäre Einrichtung bietet da Sicherheit. Aber viele sind auch nur in solchen Einrichtungen, weil sie nicht wissen, dass der Schritt in die Selbstständigkeit für sie möglich ist. Durch zwei Monate Probewohnen sehen viele, dass es doch geht. Dazu braucht es aber weiterführende Betreuung, denn in einer Einrichtung werde ich rundum versorgt, so dass ich Dinge wie Einkaufen oder Haushalten erst lernen muss. Auch wie man einen Freundeskreis aufbaut oder seine Freizeit gestaltet, muss der Betroffene lernen und die Sache in die Hand nehmen.“

**Herbert Baum,**

60, wohnt und arbeitet seit über 40 Jahren in der Diakonie Kork, lebte im Wohnheim und seit 2011 in einer eigenen Wohnung.

„Wir haben hier in Kork den Schwerpunkt Epilepsie und brauchen die stationäre Einrichtung unbedingt. Ich sehe die Gefahr, dass viele ohne diese Einrichtungen keinen Schutz mehr haben. Stellen Sie sich vor, jemand kriegt in der Nacht einen epileptischen Anfall, oft geht es um Serienanfälle, da muss ganz schnell gehandelt werden – das kann man in anderen Wohnformen nicht so schnell hinkriegen. Die Institution als geschützter Rahmen ist und bleibt sehr wichtig. Ich sehe aber bei mir selbst die Vorteile einer eigenen Wohnung. Ich bin selbstständiger, und habe mehr Eigenverantwortung.“

**Carsten Wiegel,**

44, wohnt derzeit in einer ambulant betreuten WG für Psychiatrieerfahrene im Diakoniewerk Duisburg.

„Ich kenne als Psychiatrieerfahrener einige Leute, die sich selbst verletzen und Angst haben, allein in einer Wohnung zu sein, weil sie sich dann schwereren Schaden zufügen. Darum weigern sie sich mit Händen und Füßen, aus einer stationären Einrichtung auszuziehen. Für solche Leute wäre zumindest eine engermaschige Betreuung notwendig, bei der sie rund um die Uhr jemanden anrufen können, auch nachts. Das muss nicht unbedingt ein Wohnheim sein, aber ein ambulanter Dienst mit Notruf. Betreutes Wohnen, bei dem nach Dienstschluss keiner mehr erreichbar ist, das wäre nix.“

**Marianne Münz,** 59, Vorsitzende des Gesamtwerkstatrates der Diakonie Werkstätten kreuznacher diakonie, Bad Kreuznach, lebte 30 Jahre im Wohnheim, hat seit 2011 eine eigene Wohnung.

„Wenn Inklusion schon gelungen wäre, wäre meine Antwort Nein, stationäre Einrichtungen sind nicht mehr zeitgemäß. Aber so weit ist die Gesellschaft noch lange nicht, und es wird noch Jahrzehnte dauern. Deshalb glaube ich, dass wir stationäre Wohnformen und Arbeitsstätten noch brauchen, aber sie müssen sich in ihren Strukturen verändern. Konzepte müssen gefunden werden, die sowohl Menschen mit Behinderungen als auch die Gesellschaft dahin führen, dass jeder die Möglichkeit hat zu leben, wie er möchte.“

**Udo Dahlmann,** 54, Nordthüringer Werkstätten, Nordhausen, wohnt selbstständig mit seiner Frau zusammen.

„Stationäre Einrichtungen sind zwar nicht mehr zeitgemäß, aber es gibt aktuell noch viele Menschen, die ihr ganzes Leben dort verbracht haben und jetzt auf keinen Fall mehr ausziehen würden. Gerade den Älteren ist nicht mehr zuzumuten, plötzlich ihr gewohntes Umfeld zu verlassen, sie kämen mit dem Umzug und der neuen Situation nicht zurecht. Anders sieht es bei der Jugend aus: Die sollte langsam an ein selbstbestimmtes Leben herangeführt werden. Bis die jüngere Generation da reingewachsen ist, muss man die stationären Einrichtungen nur ganz behutsam Stück für Stück abbauen.“

Menschen mit Behinderung sollen so leben, wie sie möchten

Einfache Sprache

6 Menschen aus einem Behinderten-Beirat sagen, was sie von stationären Einrichtungen halten: Einrichtungen bleiben für manche Menschen mit Behinderung wichtig. Aber viele wollen auch allein leben. Wichtig beim Allein-Wohnen ist: Die Menschen müssen Tag und Nacht Hilfe bekommen. Auch eine gute Vorbereitung ist wichtig. Zum Beispiel durch Probe-Wohnen. Behinderte Menschen können so herausfinden, was besser zu ihnen passt.

WOHN-  
GEMEIN-  
SCHAFT

# Wohnen, wie ich es will

Anna B. kann so leben, wie es bisher nur wenigen Menschen mit schwerer mehrfacher Behinderung möglich ist: in einer kleinen, ambulant begleiteten Wohngemeinschaft.

Von Annette Siegrist

Stück für Stück rutscht Anna B. auf den Knien in der Küche weiter. Ihr Ziel ist der Tisch, an dem ihre Mitbewohnerinnen Malin M. und Nicola W. das Abendessen vorbereiten. Vielleicht kann sie schon vor dem Essen ein Stück Mozzarella ergatteren. Ihre Freundin Malin W. weiß, was Anna B. möchte. Sie setzt sich zu ihr auf den Boden und nimmt sie in den Arm. „Anna, wir essen gleich, wo ist denn dein Platz? Geh doch schon mal hin.“

Alltag in einer WG. Keine gewöhnliche WG, denn Anna B. spricht nicht und kann ohne Hilfe nicht gehen. Ihre Mitbewohner sind auch beeinträchtigt. Malin M. hat selbstbewusst an ihre Tür geschrieben: „Ich bin behindert und das ist auch gut so!“

Vor gut drei Jahren hat der Verein Zukunftssicherung Berlin das Projekt „Inklusives Verbundwohnen“ gegründet. Der Verein hat dafür ein Haus in Berlin-Zehlendorf erworben und es barrierefrei umgebaut, damit 24 junge Erwachsene, unabhängig vom Umfang ihres Assistenzbedarfs in Wohngemeinschaften,

allein oder als Paar dort leben können. In dem Haus wohnen auch Menschen ohne Behinderung.

Eine wichtige Idee dahinter: Selbst Menschen mit einem sehr hohen Hilfebedarf, die sonst auf Wohnheime verwiesen werden, sollen in kleinen Gruppen leben können, sollen selbst bestimmen, wie und mit wem sie zusammen wohnen. Die Interessenten dieses Projekts haben sich daher lange vor dem Einzug regelmäßig getroffen und herausgefunden, wer mit wem gern zusammenleben möchte. Die WG wird je nach individuellem Hilfebedarf ambulant von Pädagogen und Pflegeassistenten begleitet.

Das Zusammenleben in dem neuen Haus hat die Bewohner vor vielfältige Herausforderungen gestellt. Anna B. hat inzwischen gelernt, dass sie vor dem Abendessen geduldig sein muss, dass sie warten muss, bis alle essen. Dass sie das geschafft hat, ist schon ein großer Schritt für sie. Sie lacht fröhlich, als Byron C. zur Tür hereinkommt, der Vierte aus der WG. So ausgeglichen war sie nicht immer. Be-





Bin ich die Erste am Esstisch?  
Anna B. kann nicht laufen  
und rutscht daher auf dem  
Boden zum Tisch.  
Behindert? Gut so, meint Malin  
M. und pinnt es an ihre Tür.



Bei schönem Wetter treffen sich die Bewohner im Garten hinterm Haus. Anna B. freut sich, wenn sie das rote Kissen auffangen kann und will es gar nicht mehr hergeben.



## Wohnen inmitten der Gesellschaft

Inklusives Verbundwohnen – das ist die Bezeichnung eines Wohnprojekts für Menschen mit geistiger Behinderung des Vereins Zukunftssicherung Berlin e. V.

Das Besondere: Hier können Menschen mit unterschiedlichem Unterstützungsbedarf in verschiedenen Wohnformen zusammenleben. Das war bisher in Berlin aufgrund der Trennung in ambulante und stationäre Wohnformen so nicht möglich. Denn Menschen mit einem hohen Unterstützungsbedarf werden in Berlin wie auch in den meisten anderen Bundesländern in der Regel auf stationäre Wohnheime verwiesen. ■

Weitere Informationen unter [diakonie.de/Inklusion](http://diakonie.de/Inklusion)

- zur Finanzierung dieses Projekts
- eine Audioslideshow über David Gins, 21, ein weiterer Bewohner der Wohngemeinschaft
- Positionspapier „Soziale Teilhabe (Wohnen)“ der Diakonie Deutschland und des Bundesverbandes evangelische Behindertenhilfe (BeB)



vor sie im Dezember 2012 in ihr gemütliches Zimmer einzog, hat die 33-jährige acht Jahre lang in einer stationären Einrichtung in einer Gruppe mit sieben anderen Menschen mit schweren mehrfachen Behinderungen gelebt. Ständig war sie krank, mehr als einen Spaziergang in der Woche konnten die Assistenz- und Pflegekräfte oft nicht leisten.

Teilhabe am gesellschaftlichen Leben sieht anders aus: Inzwischen geht Anna B. jeden Tag mit zum Einkaufen oder zum wöchentlichen Sport, so wie heute: Die Hausbewohner treffen sich entweder auf der Wiese vor dem Haus oder im „Kiezladen“ im Erdgeschoss, der je nach Bedarf Disco, Kinosaal oder eben Turnhalle sein kann.

Doch es gibt auch Schattenseiten. Obwohl dieses Modell in der Praxis Tag für Tag gut funktioniert, haben die Eltern und der Träger noch die Hürde der Finanzierung zu überwinden. Geplant war, die ambulante pflegerische und sozialpädagogische Assistenz über das „Persönliche Budget“ (§ 17, Sozialgesetzbuch IX) zu finanzieren, das jedem der Bewohner gesetzlich zusteht. Obwohl der Berliner Senat begeistert von dem Haus ist, dieses einmalige Projekt öffentlich lobt und befürwortet, wurden die Anträge auch nach mehr als einem Jahr durch das zuständige Bezirksamt noch nicht bewilligt.

„Wenn die Kosten nicht in der erforderlichen Höhe übernommen werden, müssen wir klagen“, sagt die Mutter von Anna B. „Denn Anna geht es gut hier, eine Rückkehr in das stationäre Wohnen kommt nicht infrage.“ ■

Wohnen, wie ich es will!

Einfache  
Sprache

Anna B. ist eine junge  
Frau in Berlin.

Sie kann nicht sprechen.  
Und nicht alleine gehen.

Anna B. wohnt in einer  
Wohn-Gemeinschaft.

In einem besonderen Haus.

Das Haus gehört einem Verein.

Der Verein heißt

Zukunfts-Sicherung.

In dem Haus wohnen

24 junge Menschen.

Alle haben unterschiedliche  
Behinderungen.

Sie leben in Wohn-Gemeinschaften.

Oder als Paar. Oder allein.

Wichtig ist: Sie bestimmen  
selbst, mit wem sie

zusammen wohnen wollen.

Auch Menschen mit schweren  
Behinderungen können

dort in kleinen Gruppen leben.

Anna B. fühlt sich dort sehr wohl.

Alle kochen zusammen.

Und sie kauft sogar mit ein.

Seit sie dort lebt, geht  
es ihr richtig gut.

Assistenten und Betreuer

kommen regelmäßig ins Haus.

Das kostet Geld. Die Betreuung  
muss das Amt bezahlen.



## 4. CHRISTLICHER GESUNDHEITSKONGRESS

Vorkongress am 26. März 2014

**27. bis 29. März 2014**

**Stadthalle Bielefeld**

Heilen und Begleiten - Zukunft gestalten

u.a. mit Prof. Dr. med. Axel W. Bauer,  
Prof. Christel Bienstein, Präses Annette  
Kurschus, Prof. Dr. theol. Sr. Margareta  
Gruber OSF, Dr. med. Martin Grabe,  
Dipl.-Kfm. Cord Meyer, Dr. theol. Heinrich  
Christian Rust, Prof. Dr. med. Giovanni  
Maio, Prof. Dr. theol. Gerhard Wegner



Anzeige

Info: [www.christlicher-gesundheitskongress.de](http://www.christlicher-gesundheitskongress.de)



LIEBE



## Kribbeln im Bauch

Die Liebe ist eine heikle Sache. Eine Behinderung macht sie nicht gerade leichter. Zum Glück hilft „Feuer und Flamme“, eine spezielle Partnervermittlung.

Von Andreas Unger

Am Bahnhof muss irgendwas passiert sein. Kein Kuss, nicht mal eine Umarmung. Mehr so ein Gefühl. Claudia Michalski und Andreas Winter hatten den ganzen Nachmittag zusammen verbracht, geredet und geredet, hatten noch im Esszimmer ihrer Wohngruppe zu Abend gegessen. Draußen war es schon finster, als Andreas' Betreuerin ihn abholte. „Als er im Zug saß, hatte ich schon ein anderes Gefühl“, sagt Claudia. „Es hat gekribbelt und es war auch ein bisschen traurig.“ Weil er wegfuhr, heim nach Friedehorst. Und weil sie nicht wusste, wie es jetzt weitergehen würde mit den beiden. Andreas schon, er rief am nächsten Abend an. Sie telefonierten ewig, Andreas war, anders als Claudia, schon damals nicht schüchtern, aber schließlich war sie es, die irgendwann fragte: „Sind wir denn jetzt schon zusammen?“ – „Ja“, sagte Andreas, und dabei ist es geblieben, seit April 2012.

Die Geschichte kann man erst mal so stehenlassen. Man muss nicht extra dazu sagen, dass Andreas, ein Zwilling, vermutlich im Mutterleib oder bei der Geburt einen Sauerstoffmangel erlebt hat. Und Claudias sogenannten komplexen Entwicklungsrückstand hält man kaum für möglich, so schlagfertig, wie sie ist. Für ihre Liebe macht das keinen Unterschied – einerseits.

Ihre Liebe ist genauso fragil und stabil, fürchterlich und herrlich, geheimnisvoll und gewöhnlich wie bei anderen Leuten auch. Manche sind zu scheu, um jemanden anzusprechen, den sie toll finden. Andere trauen sich, gehen einfach hin und finden die Liebe ihres Lebens. Oder sie bringen kein Wort heraus. Viele suchen ewig, ein paar warten ewig darauf, gefunden zu werden. Wenn es dann so weit ist, hoffen die meisten, dass das Kribbeln im Bauch nie vorbeigeht, während andere finden, es sei kaum zum Aushalten. Und wieder andere finden, dass beides stimmt.

Insofern wäre die Geschichte von Claudia Michalski und Andreas Winter nicht weiter berichtenswert. Wenn Men-

schen mit Behinderung es nicht doch, andererseits, schwerer hätten mit der Liebe. Warum, weiß Ute Osterloh. Im Hauptberuf ist sie Erzieherin in der Diakonischen Stiftung Friedehorst in Bremen. Ehrenamtlich verkuppelt sie Menschen mit Behinderung (siehe Kasten). Claudia und Andreas sind eines der etwa zwanzig Paare, die sie zusammengebracht hat. Andreas sprang gleich auf das Foto von Claudia an – die hatte damals noch blaue, nach oben frisierte Haare.

„Sind wir denn jetzt schon zusammen?“, fragt Claudia.  
„Ja“, sagt Andreas, und dabei ist es geblieben.

Und Claudia mochte die vielen langen Telefonate, die dem ersten Treffen vorausgingen.

Eine Partneragentur für Menschen mit Behinderungen, das klingt ungewohnt. Ist es aber nicht, schließlich gibt es Ähnliches für alle möglichen Gruppen: Seniorenvermittlungen für Ältere,

Claudia Michalski und Andreas Winter haben sich über „Feuer und Flamme“ kennengelernt. Das ging alles ganz schnell. Andere tun sich etwas schwerer.

## Wer will „Feuer und Flamme“ sein?

Wer sich mit Hilfe von „Feuer und Flamme“ auf die Suche nach einem Partner machen will, stellt sich zunächst bei Ute Osterloh vor – am besten persönlich, ansonsten telefonisch. Die Teilnehmer füllen dann zwei Steckbriefe aus. Einer enthält Angaben über Wohnort, Hobbys und ein Foto. Ihn bekommen geeignete Teilnehmer, die Ute Osterloh vorauswählt. Der andere Fragebogen ist detaillierter und erleichtert es ihr, diese Auswahl zu treffen. Da können die Teilnehmer Fragen beantworten („Wo brauche ich Unterstützung?“, „Bin ich Rollstuhlfahrer, brauche ich eine Gehilfe?“) und Wünsche äußern. Wichtig ist auch die Frage: Wünsche ich mir eine Freundschaft oder Partnerschaft?

Ute Osterloh behandelt alle Angaben vertraulich – allerdings müssen die Teil-

nehmer und gegebenenfalls der gesetzliche Vertreter damit einverstanden sein, dass der erste Steckbrief weitergegeben wird. Etwa 150 Teilnehmer gibt es derzeit, ungefähr zwei Drittel davon sind Männer. Die Kontaktbörse ist kostenlos.

Und was machen die, die nicht in Bremen wohnen? Sie suchen sich am besten eine der regionalen „Schatzkisten“ in ihrer Umgebung. Das sind Kontaktbörsen für Behinderte. Gegründet von der Evangelischen Stiftung Alsterdorf in Hamburg, gibt es sie mittlerweile in vielen Teilen Deutschlands von Kiel bis Schwäbisch Gmünd. ■

**Mehr unter:** [www.schatzkiste-partnervermittlung.eu/cms/neu/](http://www.schatzkiste-partnervermittlung.eu/cms/neu/)



Claudia mag an Andreas, „dass er meistens ganz schön frech ist. Aber auch vernünftig.“  
Was gefällt Andreas an Claudia? „Alles.“

„Elitepartner“ für Leute mit Abitur und „Bauer sucht Frau“ für Landwirte und Landwirtinnen in spe. Beziehungen zwischen Menschen mit Behinderungen waren lange Zeit ein heikles Thema. Noch heikler: Sexualität. Am heikelsten: die Frage der Fortpflanzung. Die letzten beiden Fragen sind relativ neu – bis in die 70er Jahre hinein war es in Wohnheimen und anderen Einrichtungen üblich,

„Sexualität und Kinderwunsch gehen mich nichts an“, sagt Ute Osterloh

Männer und Frauen dauerhaft getrennt voneinander unterzubringen. Seit sich mit der Zeit Wohngemeinschaften und Betreutes Wohnen durchgesetzt haben, genießen die Bewohner mehr Privatsphäre, so dass die äußeren Voraussetzungen auch für eine intime Beziehung überhaupt erst gegeben sind. Ute Osterloh hat dazu eine klare Meinung. Erstens: „Sexualität und Kinderwunsch sind in-

time Angelegenheiten. Die gehen mich nichts an.“ Zweitens: Wenn sie um Rat gefragt wird, steht sie gerne zur Verfügung. Zu den Themen Sexualität, Aufklärung und Verhütung bietet Friedehorst zusammen mit „pro familia“ Kurse an.

Eines Tages fragte ein Bewohner von Friedehorst Ute Osterloh, wie sie das eigentlich mache: jemanden kennenlernen. „Gute Frage“, sagte sie. „So wie die meisten.“ Bei der Arbeit, auf Partys, im Sportclub. Doch Menschen mit Behinderungen tun sich mit all dem schwerer – und deshalb auch damit, jemanden kennenzulernen. Es fängt damit an, dass viele ihr Leben weniger selbstständig führen können. Nicht alle finden sich problemlos allein in der U-Bahn zurecht. Der Umkreis, in dem sie sich bewegen, ist dann kleiner. Das gilt auch für die Bewohner von Friedehorst, einer weitläufigen Einrichtung mit vielen Birken, Buchen und Linden, in der nicht nur Behinderte, sondern unter anderem auch

Senioren und Jugendliche mit neurologischen Störungen leben. Hier auf dem Gelände spielt sich vieles von dem ab, was das Leben ausmacht: schlafen, frühstücken, arbeiten, kochen, essen, plaudern und faulenzeln. In anderen Einrichtungen ist es ähnlich. Schön, dass die Bewohner sich hier zu Hause fühlen. Aber es führt auch dazu, dass es nicht so leicht ist, neue Leute kennenzulernen.

Deshalb haben Osterloh und ihre Kollegen die Kontaktbörse „Feuer und Flamme“ von Anfang an über Friedehorst hinaus gedacht. Etwa 150 Leute machen mit, darunter auch Leute aus Verden, Emden und Porta Westfalica, das über 100 Kilometer entfernt liegt. Das erste Paar will bald heiraten. Über 20 Paare haben sich schon gefunden.

Anika Huskamp sucht noch. Sie hat blonde Strähnen in den kurz geschnittenen Haaren und mag silberfarbene Ohrringe und Ringe. Was sie nicht mag, sind Raucher. Und Leute, die ohne Ende quatschen. Zu denen zählt sie selbst auch nicht. „Ruhig soll er sein.“ Aber schon unternehmungslustig. Sie ist Mitglied des Technischen Hilfswerks, geht gern shoppen, vor allem Klamotten oder CDs, zum Beispiel von den Toten Hosen und was gerade in den Charts läuft. Bei all dem hätte sie ihren Freund gern dabei. „Wie er aussieht, ist mir nicht so wichtig. Hauptsache schön.“

Sie wohnt allein in einer Zweizimmerwohnung, kauft selbst ein und verdient ihr Geld, indem sie Kaffeepulver abfüllt, verpackt und fertig für die Post macht. Montags und mittwochs kommt jemand von der Lebenshilfe vorbei, etwa zum Kochen. „Mein Freund sollte ähnliche Defizite haben wie ich. Hauptsache, er ist auch ein Fitter.“ Fit soll er sein, damit spricht Anika Huskamp die vielleicht größte Schwierigkeit an: Nicht nur sollen echte Gefühle im Spiel sein und Charakter und Neigungen zusammenpassen – auch



Ilse Achilles ist Mutter eines geistig behinderten Sohnes und Autorin des Buches „Was macht Ihr Sohn denn da? – Geistige Behinderung und Sexualität“ (Ernst-Reinhardt-Verlag)

## „Warten Sie nicht auf Fragen!“

Autorin Ilse Achilles weiß, wie man die sexuelle Entwicklung eines geistig behinderten Kindes behutsam begleitet. Von Andreas Unger

### Wie und in welchem Alter kläre ich ein geistig behindertes Kind auf?

Zunächst wie bei Nichtbehinderten: so früh wie möglich, durch kindgerechtes, anschauliches Erzählen, etwa so: „Schau, die Nachbarin hat einen großen Bauch, da drin wächst ein Baby.“ Besonders wichtig sind häufige Wiederholungen. Was alle Kinder sehr früh lernen sollten, ist das Neinsagen. Sie müssen wissen: „Mein Körper gehört mir und mich fasst keiner an.“ Diese Einstellung kann sie vor sexuellen Übergriffen bewahren. Einen Unterschied zu Nichtbehinderten gibt es aber: Warten Sie nicht, bis das Kind anfängt zu fragen.

### Was macht Sexualerziehung bei geistig behinderten Kindern besonders schwierig?

Vor allem die Scham- und Distanzlosigkeit. Wenn ein Kind in der Öffentlichkeit die Hose runterzieht, dann müssen Eltern eindeutige Botschaften senden: „Das darfst du hier nicht! Alle Leute schauen und manche sind beleidigt!“

### Woran liegt die Distanzlosigkeit?

Manche tun sich mit Worten schwer und zeigen dann ganz konkret, wen sie mö-

gen, etwa indem sie sich anschmiegen. Mein Sohn hat lange Zeit jeden umarmt, der vor der Haustür stand, auch den Postboten. Das sollten Eltern bremsen. Gleichzeitig muss man für jedes Problem Lösungen aufzeigen. Eltern müssen zum Beispiel klarmachen, dass Selbstbefriedigung im eigenen Zimmer oder im Bad erlaubt ist, aber nirgends sonst.

### Wie können Eltern und Betreuer das Beziehungs- und Sexualleben unterstützen?

Ermöglichen Sie Beziehungen! Erkundigen Sie sich, wer diese Renate ist, von der Ihr Sohn neuerdings erzählt. Nehmen Sie Kontakt zu deren Eltern auf, arrangieren Sie ein Treffen. Und wenn die beiden dann allein sind, stehen Sie nicht immer wieder mit Keksen und Tee im Zimmer.

### Das ist ja wie bei Nichtbehinderten.

Ja, wobei es deren Eltern in der Regel leichter fällt, loszulassen. Aber auch Menschen mit Behinderungen haben ein Recht auf Träume, Liebe und Liebeskummer. Reden Sie dem Kind seinen Eigensinn nicht aus. ■



Anika Huskamp (links) sucht noch nach der Liebe und einem Partner. Und Ute Osterloh (rechts) hilft ihr dabei.

Grad und Art der Behinderungen sollen kompatibel sein. Während die Bandbreite der Einschränkungen riesig ist, ist die Auswahl an möglichen Partnern viel

„Wie er aussieht, ist mir nicht so wichtig“, sagt Anika. „Hauptsache schön.“

kleiner. Noch dazu haben haben die Teilnehmer von „Feuer und Flamme“ mitunter sehr hohe Erwartungen, erzählt Osterloh, etwa einen Partner ohne Behinderung.

Anika hatte schon mal einen Freund, aber der war „merkwürdig“. Wollte im-

mer in die Disco. Viel mehr mag sie darüber nicht erzählen. Gefunkt hat es mit ihm „bloß so halb und halb“. Nur so viel noch: Er schlief in Bettwäsche vom FC Bayern. Als Bremer.

Andreas steht da schon fester im Leben. Claudia mag an ihm, „dass er meistens ganz schön frech ist. Aber auch vernünftig. Höchstens manchmal auch ein bisschen anstrengend.“ Er hat die besten Sprüche der Fernsehserie „Hausmeister Krause“ genauso drauf wie die von Lorient. Aber nicht, dass er bloß ein lustiger Kerl wäre: „Er ist auch ganz persönlich.“

Andreas braucht ein paar Worte weniger, um zu sagen, was ihm an Claudia gefällt, genau genommen eines: „Alles.“ „Als ich sie gesehen hab, hab ich sie gleich gekauft“, sagt Andreas. „Und ich hab gleich zugegriffen“, sagt Claudia. Wie es weitergeht, ist offen, aber vielleicht es ja so wie bei ganz vielen: Wenn es richtig ist, ist es auch einfach. ■

Viele Informationen, auch in Leichter Sprache, unter: [diakone.de/Inklusion](http://diakone.de/Inklusion)

## Einfache Sprache

### Behinderung ist kein Hindernis

In der Nähe von Bremen gibt es eine besondere Partner-Vermittlung. Sie heißt Feuer und Flamme. Claudia Michalski und Andreas Winter haben sich hier kennengelernt und sind jetzt zusammen. Beide haben eine Behinderung. Die Partner-Suche ist für viele behinderte Menschen schwierig. Sie können nicht allein ausgehen. Darum lernen sie nicht viele neue Menschen kennen. Ute Osterloh leitet die Partner-Vermittlung. Es können

nur behinderte Menschen mitmachen. Viele Männer und Frauen suchen hier einen Partner oder eine Partnerin. Über 20 Paare haben sich schon gefunden. Manchmal wird Ute Osterloh um Rat gefragt. Es geht oft um Sex oder den Kinder-Wunsch. In Deutschland gibt es jetzt schon einige Partner-Vermittlungen für behinderte Menschen. Sie heißen Schatzkisten. Infos gibt es im Internet: [www.schatzkiste-partnervermittlung.eu/cms/neu](http://www.schatzkiste-partnervermittlung.eu/cms/neu).

## MEINUNG

# Es gibt noch zu viele Barrieren!



Maria Loheide, Vorstand  
Sozialpolitik der  
Diakonie Deutschland

Sie abzubauen kostet Geld. Menschen mit Behinderungen müssen ganz andere Unterstützungsleistungen bekommen

Inklusion ist nicht nur ein Thema für Menschen mit Behinderungen, sondern ein Thema für jeden Menschen. Denn bei Inklusion geht es um nicht weniger als um Gerechtigkeit! Gerechte Teilhabe kann gelingen, wenn jeder Mensch in seiner Einzigartigkeit wahrgenommen, anerkannt und geachtet wird und jeder auf die Unterstützung anderer vertrauen kann. Jede und jeder gehören dazu. Vielfalt ist willkommen. Kein Mensch soll aus der Gemeinschaft ausgeschlossen werden, unabhängig davon, ob er oder sie mit einer Behinderung lebt, ob er oder sie pflegebedürftig oder krank ist, egal mit welchem kulturellen Hintergrund oder mit welcher Religionszugehörigkeit jemand in seinem Stadtteil wohnt. Jede und jeder sind willkommen.

Die menschenrechtliche Norm der UN-Behindertenrechtskonvention fordert uns alle heraus, ganz konkret darüber nachzudenken, wie unser Umfeld, wie unsere Wohnungen, unsere Arbeitsplätze, unser Gesundheitssystem, unsere Schulen, unsere Kirchen gestaltet sein müssen, damit wirklich jeder dazugehört. Noch gibt es zu viele Barrieren. Inklusion ist ein Prozess und ein Ziel, das noch nicht erreicht ist. Menschen mit Behinderungen und psychischen Erkrankungen wollen so leben und wohnen, wie sie möchten, wollen arbeiten

und ihren Lebensunterhalt verdienen und brauchen Zugang zu gesundheitlicher Versorgung. Dabei müssen sie die Unterstützung bekommen, die sie brauchen. Inklusion ist ein Schlüsselbegriff diakonischen Handelns. Die Diakonie will aus ihrem christlichen Selbstverständnis heraus zu einer Gesellschaft beitragen, die die Würde des Einzelnen und sein Recht auf Selbstbestimmung und Selbstverwirklichung respektiert und ihn dabei unterstützt, dieses Recht auch wahrzunehmen. Die Angebote, die die Diakonie Menschen mit Behinderungen macht, müssen so weiterentwickelt werden, dass sie die Anforderungen der UN-Behindertenrechtskonvention erfüllen.

Wenn es darum geht, politisch und rechtlich die richtigen Weichen für eine inklusive Gesellschaft zu stellen, sehen wir die Politik in der Verantwortung. Die gleichberechtigte Teilhabe von Menschen mit Behinderung muss in allen Politikfeldern gefördert werden. Dabei geht es auch um Geld. Der Abbau von Barrieren erfordert Finanzmittel. Inklusion eignet sich nicht als Sparprogramm. Sie darf für Menschen mit Behinderung nicht dazu führen, dass beispielsweise das Leben in der eigenen Wohnung nicht zu mehr Teilhabe, sondern in die ambulante Isolation führt. Oder dass Kinder

mit Behinderung in der Regelschule nicht ausreichend gefördert werden, weil qualifiziertes Personal und entsprechende Räumlichkeiten fehlen.

Die Eingliederungshilfereform bzw. die Einführung eines Bundesleistungsgesetzes steht auf der politischen Tagesordnung der neuen Bundesregierung und des Parlamentes. Bund und Länder wollen damit die Rahmenbedingungen für Unterstützungsleistungen für Menschen mit Behinderung oder psychischer Erkrankung grundlegend ändern. Die Diakonie Deutschland sieht dies als Chance zu einer wirksamen Umsetzung der UN-Behindertenrechtskonvention. Ausgehend vom Grundsatz des Nachteilsausgleichs sollten in einem Bundesleistungsgesetz die individuellen Rechtsansprüche von Menschen mit Behinderung auf personenbezogene Leistungen im Sozialraum konkretisiert werden. ■

Das Thema „Inklusion verwirklichen“ ist der Schwerpunkt der Diakonie Deutschland in den Jahren 2013 und 2014. Lesen Sie mehr über unsere Aktivitäten zur Förderung der Umsetzung von Inklusion und zur Unterstützung von Menschen mit Behinderung unter: [www.diakonie.de/jahresthema](http://www.diakonie.de/jahresthema)

SCHULE



Mehr  
als Rechnen  
und Lesen

Eine Betreuungslehrerin hilft bei Matheaufgaben (oben).  
Im Sachkundeunterricht wird gerade erklärt, wie man Papierflieger faltet (Foto links).  
Schulleiterin Silke Schick im Gespräch mit einer Kollegin (kleines Bild rechts).





Bei Lehrerin Maria Heisterklaus lernen die Kinder Mathe beim Würfelspiel

An diesem Vormittag findet die Mathestunde auf dem Fußboden statt. Dort sitzen die sieben- und achtjährigen Kinder der 2c brav in einem Kreis und lernen Rechnen nach der Methode Würfelhaus. Jeweils einer der 18 Schüler darf würfeln und die Augen mit blauen Chips nachlegen. Dann wird hinzugezählt oder abgezogen. Lehrerin Maria Heisterklaus erklärt, was die Zehner und die Einer sind und warum man die Einer zuerst nennt. Am Schluss soll ein Schüler die Zahl in den Taschenrechner eingeben – dann sieht man, ob es einen Zahlendreher gibt. Jonathan kuschelt sich in die Arme einer Helferin und schaut ruhig zu. Die blonde Finja meldet sich ungestüm. Als sie dran ist und die Lösung nicht weiß, unterstützen sie die Mitschüler.

Welches Kind hier Förderbedarf hat, ist auf den ersten Blick nicht zu erkennen. „Prima“, freut sich Schulleiterin Silke Schick, „dann ist die Inklusion gelungen.“ Die August-Becker-Schule in Neustadt, 1964 gegründet und benannt nach dem Dichter, der über die Pfalz und die Pfälzer schrieb, ist seit 2006 eine sogenannte Schwerpunktschule. Diese Bildungseinrichtungen in Rheinland-Pfalz verpflichten sich, „ein Konzept zur individuellen Förderung eines jeden Kindes anzubieten“. Im eher ländlichen Neustädter Ortsteil Lachen-Speyerdorf ist seither die Unterschiedlichkeit der Normalfall. In den zwölf Klassen der Grundschule werden 223 Kinder unterrichtet. Dreißig von ihnen haben Förderbedarf, sie hätten auch auf eine Förderschule gehen können. Doch ihre Eltern haben sich für den inklusiven Unterricht entschieden. Es gibt Kinder mit Down-Syndrom, Kinder, die im Rollstuhl sitzen oder mit Prothesen zurechtkommen müssen, Kinder, die nicht gut hören, Kinder, die hochbegabt sind und Kinder, die unter Autismus leiden. Jonathan ist einer von ihnen. Finja hat Schwierigkeiten mit dem Lernen.

Bei einer solchen Vielfalt ist Lernen im Gleichschritt nicht möglich, Inklusion erfordert individuelle Arbeits- und

Förderpläne. Jedes Kind lernt hier in seinem Tempo, ob schneller oder langsamer als die anderen, spielt keine Rolle. Wer in der ersten Klasse schon im Hunderter- oder gar Tausenderbereich rechnen will, darf das. Wer in der zweiten noch nicht weiter als bis zwanzig zählt, darf das auch. An der Wand hängen die Arbeitsbögen in verschiedenen Schwierigkeitsstufen. Eine Klammer mit dem Namen des Kindes zeigt an, wo es gerade steht. Die Schüler akzeptieren, dass der eine schneller, der andere langsamer ins Ziel kommt. Nur am Elternabend werden die Klammern mit den Namen entfernt. Weil manche Eltern die Schüler untereinander vergleichen und eine Schule in Erinnerung haben, in der es peinlich war, Letzter zu sein. Noten gibt es hier aber erst ab der dritten Klasse, und auch dann nur für die nichtbehinderten Kinder. Den Fortschritt der I-Kinder besprechen Eltern, Lehrer und Therapeuten am Ende des Schuljahres, sie durchlaufen die Grundschule ganz ohne Zensuren.

### Welches Kind Förderbedarf hat, sieht man nicht auf den ersten Blick

Silke Schick, temperamentvoll, herzlich und zugewandt, unterrichtet Musik und Religion an der August-Becker-Schule. Seit 2005 ist sie Schulleiterin, sie hat die Entwicklung zur Schwerpunktschule tatkräftig mitgeprägt. In der Nähe der Schule gibt es einen Integrationskindergarten. Eltern, die ihr behindertes Kind dort betreuen lassen, wünschen sich für ihr Kind im Anschluss an die Kindergartenzeit eine möglichst normale Schulkarriere. Das konnte die Schulleiterin gut verstehen. An den ersten Schüler mit Förderbedarf kann Silke Schick sich noch gut erinnern: Tim, ein Kind mit Downsyndrom, er ist heute 18 Jahre alt. „Wir hatten anfangs Bedenken, ob wir das schaffen“, sagt Silke Schick. Ein Jahr lang hospitierten Lehrer an anderen Schwerpunktschulen. Eltern konnten bei einem Diskusstag ihre Meinung kundtun. Das Kollegium stimmte ab, nur zwei Leh-

In der August-Becker-Schule in Neustadt lernen Kinder mit Förderbedarf zusammen mit normal- und hochbegabten Kindern. Während die Schwächeren von den Stärkeren unterstützt werden, lernen alle, aufeinander Rücksicht zu nehmen.

Von Kerstin Klamroth



Im Sachkundeunterricht werden Papierflieger gebaut. Einen davon lassen Maria Heisterklaus und ein Schüler zur Probe auf dem Gang fliegen. Finja (links im Bild unten) freut sich, wenn die anderen ihr helfen

rer trauten sich das Projekt nicht zu und ließen sich versetzen. Tim, damals als einziges I-Kind an der August-Becker-Schule noch sehr im Zentrum der Aufmerksamkeit, wechselte nach der Grundschule an eine weiterführende Förderschule und macht dort derzeit eine handwerkliche Ausbildung. Heute, sieben Jahre später, gibt es für die Viertklässer mit Förderbedarf weitaus mehr Möglichkeiten, an eine weiterführende Schwerpunktschule zu wechseln. An der Grundschule in Lachen will keiner der Lehrer mehr zurück zu den alten Unterrichtsformen, in denen nur wenig differenziert wurde. „Wir haben mehr Lehrer in einer Klasse“, sagt Silke Schick, „und können die Entwicklung des Kindes daher aus verschiedenen Blickwinkeln beurteilen. Vier Augen sehen nun mal mehr als zwei. Und die individuellen Aufgaben kommen allen Kindern zugute.“

„Wenn in unserer Gesellschaft Inklusion wirklich gelebt werden soll, muss man bei den Kindern anfangen“, sagt Ruth Kerth, Regierungsschuldirektorin bei der Aufsichts- und Dienstleistungsdirektion in Neustadt. Ihr Kollege Heinrich Clossé, der das Referat Förderschulen betreut, veranschlagt den Zeitraum einer ganzen Generation: Erst wenn die heutigen Schüler selbst Eltern sind, werde Inklusion selbstverständlich sein. Clossé ist überzeugt, dass es möglich ist, 80 Prozent der Schüler mit Förderbedarf in Rheinland-Pfalz inklusiv zu beschulen. „Für die restlichen zwanzig Prozent fehlen uns die Voraussetzungen.“

**„Diese Schule ist für alle ein Gewinn“**

Nur in zwei Fällen gelang die Inklusion an der August-Becker-Schule bisher nicht. Eltern und Lehrer haben darauf-

hin gemeinsam den Beschluss gefasst, das Kind in einer Förderschule einzuschulen. „Uns ging es nicht ums Prinzip, sondern um das Kind“, sagt Schulleiterin Schick.

Für die Lehrer der August-Becker-Schule bedeutet der individualisierte Unterricht mehr Teamarbeit. 18 Integrationshelfer gibt es an der Schule, sie können von den Eltern beim Jugendamt oder Sozialamt für ihr Kind beantragt werden. Dazu kommen acht Förderlehrer, die sehr unterschiedliche Schwerpunkte in ihrer Ausbildung haben. Alle zwei Wochen gibt es eine Dienstbesprechung, dazu Studientage und Fortbildungen. „Die Lehrer sind viel mehr in der Schule und weniger daheim am Schreibtisch.“

Mit Kindergärten und weiterführenden Schulen sind die Lehrer der August-Becker-Schule in stetem Kontakt. Gymnasiallehrer bestätigen ihnen, dass auch

## Einfache Sprache

### Jedes Kind kommt immer ein Stück weiter

An einer besonderen Grund-Schule in Rheinland-Pfalz lernen alle Kinder zusammen. Jedes Kind lernt hier in seinem Tempo. Manche Kinder können in der ersten Klasse schon mit großen Zahlen rechnen. Andere können in der zweiten Klasse erst bis 20 zählen. Den Kindern macht es nichts aus, dass ein Kind schneller lernt als das andere. Wichtig ist: Jedes Kind kommt immer ein Stück weiter.

An dieser Schule gibt es mehr Lehrer als an anderen Schulen. Und es gibt Helfer. Sie kümmern sich um jedes einzelne Kind. Die nicht behinderten Kinder lernen, Rücksicht zu nehmen. Die Schule ist für alle Kinder gut. Fachleute sagen: Schon kleine Kinder müssen lernen, dass alle Menschen einfach überall dazu gehören. Wenn sie dann erwachsen sind, ist das für sie ganz normal.

die nichtbehinderten Kinder ein gutes Leistungsniveau haben. Das ist ein wichtiges Argument im Umgang mit Kritikern: Die Schwachen ziehen die Leistungsstarken nicht auf ein niedrigeres Niveau herunter. Im Gegenteil, es gibt einen Zugewinn: Auf andere Rücksicht nehmen ist eine wichtige soziale Kompetenz. Das sehen Eltern zum Beispiel beim Sportfest. Behinderte Kinder laufen ihren eigenen Parcours und bekommen selbstverständlich auch eine Urkunde. Ehrensache, dass sie von ihren Mitschülern angefeuert werden. Das Motto lautet: Egal wo du stehst, du kommst immer ein Stückchen weiter.

Alles gut also? Silke Schick kann sich vorstellen, dass Inklusion noch besser wird. Wenn die Eltern auch in der Freizeit mehr dafür sorgen würden, dass behinderte und nichtbehinderte Kinder miteinander spielen. Wenn Ergotherapie und

Krankengymnastik für die behinderten Kinder auch in den Schulalltag integriert werden könnten. Bisher scheiterte dies an den Vorschriften der Behörden.

#### Inklusion muss bei den Kindern anfangen

„Diese Schule ist für alle ein Gewinn“, sagt Dorothee Reiter, Mutter von vier Söhnen, von denen zwei die August-Becker-Schule besuchen. Der achtjährige Sohn Justus, der als Frühchen eine Gehirnblutung bekam und deswegen nicht so gut laufen und nicht so schnell lernen kann wie andere, geht mit seinem Zwilingsbruder Frido zum Unterricht. Er kennt dessen Freunde, ist überall mit dabei. Dass es auch anders laufen kann, wenn Inklusion nicht gut vorbereitet und nicht von allen gewollt ist, hat Dorothee Reiter im Kindergarten erfahren:

„Da durfte er dann an einem Tag nicht kommen, weil die Integrationskraft erkrankt war, er durfte nicht an Ausflügen teilnehmen, musste manchmal früher gehen als sein Bruder.“ An der Grundschule erlebt Justus nun, dass er aufgrund seiner Behinderung nicht ausgegrenzt wird, dass jeder seine Stärken und Schwächen hat. „Am wichtigsten ist mir“, sagt Dorothee Reiter, „dass unser Kind seine Fröhlichkeit und Offenheit bewahrt hat!“ ■

Endlich gemeinsam lernen – das hat sich auch eine Schule in Sachsen-Anhalt zum Ziel gesetzt. Sie ist eine von bundesweit fünf evangelischen Schulen, die der Bundesverband Evangelische Behindertenhilfe jetzt für das Projekt „Vielfalt in Bildung. Eine Schule für alle – jetzt!“ ausgezeichnet hat. Mehr: [diakonie.de/inklusion](http://diakonie.de/inklusion)

## SPORT



# „Und Feuer, Jungs!“

Inklusion am Ball – jeden Dienstagnachmittag. Die Fußballmannschaft des Sächsischen Epilepsiezentrum Kleinwachau wurde dafür mit der Sepp-Herberger-Urkunde für Leistungen im Behindertenfußball ausgezeichnet.

Von Alexander Nuck



„So, Jungs, dann macht euch mal schnell fertig, wir wollen pünktlich beginnen“, hallt es durch die Räume des Sportlerheims. Das Gebäude strahlt ein schon fast vergessenes Flair vergangener DDR-Zeit aus, nicht untypisch in der ländlichen Region rund um Dresden. An einer Pinnwand neben der Umkleidekabine hängt ein Plakat mit den zehn goldenen Regeln des Fußballs. Die erste verlangt in großen Lettern „Spaß und Freude am Sport“. Ein kurzer Blick auf die freudigen Gesichter hinter der Tür verrät, dass diese Regel beim Fußballverein des Sächsischen Epilepsiezentrum auch angekommen ist. Neun Spieler haben es heute zum Training geschafft und tauschen neben Jeanshose und Fußballschuhen auch das eine oder andere Erlebnis des Tages aus. Sie kommen aus der Behindertenwerkstatt oder der Förderschule des Epilepsiezentrum. Markus Tamm, 32, zieht sich gerade blaue Knieschoner an. „Und schreib, dass ich Torwart bin!“, fordert er voller Stolz. Die Schützer sind heute besonders wichtig, weil sich Markus die Wade geprellt hat, was ihn aber nicht vom Training abhält. „Ich bin schließlich regelmäßig dabei“, und das ist immer dienstags von 16 bis 18 Uhr.



Markus Tamm, der Torwart des FC Kleinwachau, versäumt kein Spiel und hat das Spielfeld immer im Blick.

Der FC Kleinwachau ist keine normale Mannschaft rein behinderter Spieler. „Unified Sports“ bedeutet, dass es hier „vereint“ an den Ball geht. Die Unified Mannschaft bringt dabei Freizeitfußballer des ortsansässigen SV Liegau-Augustusbad und Sportler mit Behinderungen zusammen. Lutz Höhne, einer der beiden Trainer, beschreibt das so: „Der Unified-Gedanke ist vor allem für die behinderten Sportler gut, da sie so mehr Erfolge verbuchen und die Motivation der gesamten Mannschaft steigt. Durch die Bildung des Unified-Teams ist die Teilhabe der behinderten Sportler an öffentlichen Turnieren überhaupt erst möglich geworden.“

Die Sportler sind vollwertige Mitglieder im SV Liegau-Augustusbad. Diese Idee, gepaart mit dem engagierten Einsatz der Trainer und des Vereinsvorstandes machte im April 2013 auch den Deutschen Fußballbund hellhörig und bescherte dem SV Liegau-Augustusbad die Sepp-Herberger-Urkunde für bedeutende Leistungen im Behindertenfußball. Die mit 5.000 Euro dotierte Urkunde würdigt die seit 2005 bestehende Kooperation des Sportvereins mit dem Epilepsiezentrum.

Der Zusammenhalt zwischen dem Verein und der diakonischen Einrichtung ist so gut, dass sogar ein Kunstrasenplatz gemeinsam finanziert werden konnte. Und der wird auch beim heutigen Training gleichberechtigt genutzt. Links trainiert die

## Sächsisches Epilepsiezentrum Kleinwachau

„Kleinwachau – das Sächsische Epilepsiezentrum Radeberg“ liegt zwanzig Kilometer von Dresden entfernt in Liegau-Augustusbad. Das Epilepsiezentrum ist eine moderne Einrichtung mit einem klaren epileptologischen Schwerpunkt und begleitet und fördert seit fast 125 Jahren Menschen mit und ohne Behinderung. Zum Epilepsiezentrum gehören Wohnbereiche, ein Fachkrankenhaus für Neurologie mit Ambulanz, Werkstätten für Menschen mit Behinderungen und eine Förderschule. In Kleinwachau leben, lernen und arbeiten etwa 600 Menschen. ■

[www.kleinwachau.de](http://www.kleinwachau.de)



Markus Tamm hat gleich zwei Autogrammkarten von Ralf Minge (oben, im Kreis links) ergattert. Das Training mit der Dresdner Fußballlegende bleibt unvergessen.

E-Jugendmannschaft des SV Liegau-Augustusbad, und auf der rechten Seite spielen die Jungs vom FC Kleinwachau. Die noch ganz jungen Fußballer gehen dabei souverän mit den Behinderungen der anderen um und zeigen keine Berührungängste. Während Markus Tamm und seine Mitstreiter schon fleißig aufs Tor schießen und so auch mal Dampf vom Tag ablassen können, beschreibt der zweite Trainer Dietmar Schulz sein Trainingskonzept: „Wir werden heute etwas Abwechslung ins Spiel bringen und gezielt Arme, Beine und Bauch trainieren. Meine Spieler müssen über kleine Hürden springen, dabei den Ball darunter durchtunneln und dann noch auf das Tor schießen.“ Dann dreht er sich zu seinen Spielern um und spornt jeden gleichermaßen an: „Und Feuer, Jungs!“

Markus Tamm schießt heute zur Abwechslung auch einmal aufs Tor. Sogar mit der Dresdner Fußballlegende Ralf Minge hat Markus schon trainiert – bei einem Spezialtraining im Epilepsiezentrum. Markus schwärmt noch immer davon: „Das war ein ganz tolles Training mit Ralf Minge. Und die Autogramme stehen jetzt auf meiner Schrankwand.“ Vielleicht werden neben den Autogrammen künftig auch ein paar Pokale stehen. Markus und seine Mitspieler vom FC Kleinwachau sind jedenfalls auf bestem Weg zum Erfolg. ■

Weitere inklusive Sportmöglichkeiten und wie Sport Menschen vereinen kann unter: [diakonie.de/inklusion](http://diakonie.de/inklusion)

## Einfache Sprache

### Spaß und Freude am Sport

Menschen mit Behinderung spielen genauso gern Fußball wie Menschen ohne Behinderung. Meistens spielen sie in getrennten Mannschaften. In der Nähe von Dresden gibt es aber eine besondere Fußball-Mannschaft. In der Fußball-Mannschaft Klein-Wachau spielen behinderte Fußballer zusammen mit nicht behinderten Fußballern. Die behinderten Spieler haben Epilepsie. Das ist eine Krankheit im Gehirn. Das gemeinsame Training macht allen Spaß.

Jeder Spieler hat eine wichtige Rolle in der Mannschaft. Alle sind Partner. Für die behinderten Fußballer ist der Sport besonders wichtig. Sie können jetzt auch an richtigen Wettkämpfen teilnehmen. Das macht sie stolz. Und das hilft den behinderten Spielern auch im Alltag. Sogar der Deutsche Fußball-Bund hat von der Fußball-Mannschaft Klein-Wachau gehört. Dieses Jahr bekam die Mannschaft einen Preis. Mehr Informationen gibt es unter [www.kleinwachau.de](http://www.kleinwachau.de)

UNSERE  
EMPFEH-  
LUNGEN

## Filme, die Mut machen

Berg Fidel –  
Eine Schule für alle

Auf die Grundschule „Berg Fidel“ in Münster gehen Kinder mit und ohne Lernschwächen oder Behinderungen, unabhängig von sozialer Herkunft. In altersgemischten Gruppen lernen sie mit- und voneinander. Die Regisseurin Hella Wenders (eine Nichte von Wim Wenders) begleitet vier Kinder. Manche kämpfen mit familiären Schwierigkeiten, andere stoßen an die Grenzen unseres Bildungssystems. So muss sich Anita, die mit ihrer Familie aus dem Kosovo geflüchtet ist, daheim um ihre Geschwister kümmern, was ihr wenig Zeit zum Lernen lässt. Den hochintelligenten David, mit stark eingeschränktem Seh- und Hörvermögen, lehnen nach der vierten Klasse zwei Gymnasien ab. Spätestens hier wünscht man sich als Zuschauer, dass aus der Grundschule eine Gesamtschule bis Klasse 13 wird. Doch der Grundton des Films bleibt optimistisch, was auch an den wunderbaren Protagonisten liegt. Hier werden keine Modelle erläutert, sondern einfach Menschen gezeigt. Ein Dokumentarfilm, der Mut macht. Lighthouse Home Entertainment, 88 Min., ca. 18 €

Die Kunst, sich die  
Schuhe zu binden

Eigentlich bräuchte der chaotische Alex selbst jemanden, der ihn bei der Hand nimmt. Doch dann bekommt der arbeitslose Theaterschauspieler ausgerechnet einen Job als Betreuer in einem Tageszentrum für Menschen mit Behinderungen. Anders als seine Vorgesetzten findet er nicht, dass seine Schützlinge „die Kunst, sich die Schuhe zu binden“, lernen müssen. Schließlich gibt es Klettverschlüsse. Lieber fördert er deren Musik- und Schauspielbegeisterung und ermuntert sie, hinaus ins Leben der



„normalen“ Gesellschaft zu gehen. Hier zählt der Auftritt vor Publikum, nicht ihre Behinderung. Es gibt in dem schwedischen Spielfilm von Lena Koppel tragische, witzige und viele berührende Momente. Die geistig behinderten Darsteller entwickeln souverän aus den Rollen, die sie verkörpern, sehr sympathische, eigenwillige Charaktere. Dabei lernen Alex und seine Gruppe wechselseitig voneinander.

Ascot Elite Home Entertainment, 97 Min., ca. 13 €

Me too – Wer will schon  
normal sein?

Der 34-jährige Daniel hat das Downsyndrom. Trotzdem konnte er ein Hochschulstudium absolvieren und eine Stelle in der Verwaltung der Behindertenbehörde von Sevilla ergattert. Seine

Kollegen akzeptieren ihn weitgehend. Die Frauen finden ihn eher knuffig als dass sie ihm auf Augenhöhe begegnen. Nur Laura, die etwas durchs Leben strauzelt, gerne mal viel trinkt und Männer für eine Nacht abschleppt, geht gespannt mit ihm um. Es entwickelt sich eine innige Freundschaft zwischen den beiden. Dabei verliebt sich Daniel in sie. – Eigene Erfahrungen des Hauptdarstellers Pablo Pineda sind in den Spielfilm eingeflossen. Der Spanier ist der erste Europäer mit Downsyndrom und Uniabschluss. Das Regiedebüt von Antonio Naharro und Álvaro Pastor erzählt romantisch, komisch, sensibel und ohne Tabus zu fürchten von den Möglichkeiten und Grenzen der Idee Inklusion.

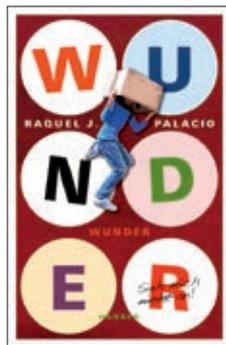
Lighthouse Home Entertainment, 103 Min., ca. 9 €

# Beschädigte Helden, verrückte Bücher

## Raquel J. Palacio Wunder

August sieht anders aus. Sobald Leute ihn sehen, schauen sie weg. Oder starren ihn an. Weil er seit seiner Geburt oft am Gesicht operiert werden musste, ist er noch nie auf eine Schule gegangen. Seine Mutter hat ihn unterrichtet.

Doch August will normal behandelt werden und Freunde finden. Jetzt soll er in die fünfte Klasse kommen. Natürlich fällt er sofort auf. Auch in der Schulkantine. Er isst wie eine Schildkröte, findet er selbst. Zunächst sitzt er allein am Tisch. Doch dann setzt sich



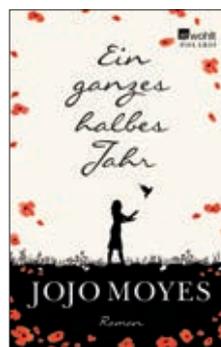
Summer zu ihm und stellt fest, dass sie August alles erzählen kann. Auch mit Jack versteht er sich. Aber er findet auch Zettel, auf denen er „Missgeburt“ genannt wird. Die Klasse spaltet sich. Ein paar Kinder halten zu August, die meisten zu seinem Widersacher Julian. Doch August hält die Verletzungen aus und wächst sogar daran. Zum Glück hat er seine liebevollen Eltern, die tolle Schwester, seinen Witz und ein kluges, offenes Wesen. Unsentimental und mit trockenem Humor erzählt August seine Geschichte weitgehend selbst. Später kommen auch andere, etwa die Schwester und Mitschüler zu Wort. Da ahnt man, wie herausfordernd Augusts Aussehen auch für sie ist. Ein berührender Roman über Freundschaft und den offenen Umgang mit Außenseitern.

Hanser, ab 10 J., 384 S., 16,90 €

## Christopher Kloeble Meistens alles sehr schnell

Albert ist ein Heimkind. Er kennt seine Mutter nicht. Und sein Vater Fred ist geistig ein Kind geblieben. Er liest Lexika und zählt grüne Autos. Körperlich ist er ein schlaksiger Zweimeterriese. Als sich herausstellt, dass Fred nur noch fünf Monate zu leben hat, machen sich beide auf die Suche nach Alberts Mutter. Dabei stellt der 19-Jährige fest, dass die Menschen, die ihm am nächsten sind, viel zu verbergen haben. Es entspinnt sich eine Liebesgeschichte, die in einer Augustnacht 1912 in einem oberbayerischen Dorf beginnt und sich durch ein ganzes Jahrhundert zieht. Eine Geschichte, die an der Oberfläche kratzt und uns in die Kanalisation und andere dunkle Winkel einer Dorfgemeinschaft führt.

dtv, 379 S., 14,90 €



## Jojo Moyes Ein ganzes halbes Jahr

Louisa Clark liebt lila Stiefel und schrille Mode. Und sie ist arbeitslos. Zähneknirschend nimmt sie eine Stelle als Pflegehilfe an. So trifft sie Will Traynor, der seit seinem Unfall vom Hals an gelähmt ist. Er begegnet ihr schlecht gelaunt, unrasiert, mit ungekämmten langen Haaren. Er hasst sein Leben. Aus der anfänglichen Ablehnung entwickelt sich zögerlich eine Beziehung, in der beide voneinander lernen. Louisa sieht die Welt plötzlich aus der Sicht eines Rollstuhlfahrers und ärgert sich über parkende Autos an abgesenkten Bürgersteigen. Will schenkt Louisa gelb-schwarz geringelte Strümpfe. Und er vertraut ihr seine größte Angst an, die Frage, wie es mit ihm weitergeht. Eine zutiefst berührende Geschichte über eine ganz besondere Liebe und über Abschied.

Rororo, 543 S., 14,99 €



## Joachim Meyerhoff Wann wird es endlich wieder so, wie es nie war

Der junge Held wächst zwischen Hunderten körperlich und geistig Behinderten als jüngster Sohn des Direktors einer Kinder- und Jugendpsychiatrie auf. Mit Instinkt für komische Szenen erzählt der Schauspieler Meyerhoff von seiner Kindheit in der Schleswiger Anstalt, wie man in den 70er Jahren noch sagte. Die Brüder ärgern ihn ständig. Aber mit den Patienten kann er wunderbar spielen. Er reitet auf den Schultern eines glockenschwingenden, riesenhaften Bewohners über das Gelände. Mit Ferdinand, der ganz toll Katzen im Querschnitt malen kann, spielt er auf alten Matratzen im Keller Raumschiff. Weil sie dafür eigentlich zu alt sind, spielen sie nur, dass sie spielen. So wie Ferdinand nur spielt, dass er ein Psychiatriepatient ist. Von ihm lernt der Protagonist, dass man immer auch ein anderer sein kann. Sein Vater zeigt ihm, wie leicht ein Gesicht aus den Fugen geraten kann, indem er die Lider hochzieht, schießt oder die Nase platt drückt und lehrt ihn, die innere Schönheit der Patienten zu entdecken. Theoretisch glänzt der Vater. Praktisch aber versagt er oft. Und das nicht nur, weil er bei Flaute in Seenot gerät. In diesem autobiografischen Roman sind alle verrückt. Wenn das nicht Inklusion ist!

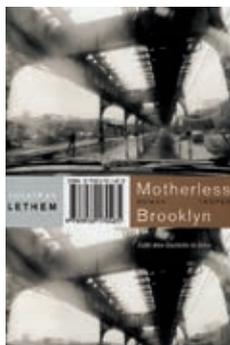
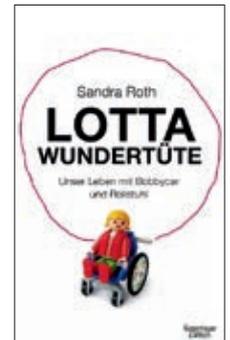
Kiepenheuer & Witsch, 351 S., 18,99 €

## Sandra Roth, Lotta Wundertüte Unser Leben mit Bobbycar und Rollstuhl

Herbst 2009. Sandra Roth ist hochschwanger. Mit Lotta, einem Wunschkind. Bei einer Untersuchung erfährt sie, dass das Gehirn der Tochter nicht ausreichend durchblutet wird. Wie sich dies auf Lotta auswirken wird, können die Ärzte nicht sagen. „Lotta Wundertüte: Man weiß nie, was drin ist“, sagt einer.

Die Eltern fragen sich: Wie lebt man mit einem behinderten Kind in einer Gesellschaft, die alles tut, um Behinderungen abzuschaffen? Wie reagieren Freunde, Nachbarn? Wird Lotta selbstständig leben und Freunde haben? Schonungslos schildert Sandra Roth die ersten drei Jahre mit der geliebten Lotta, Jahre voller Leid und Freude. Lotta muss oft operiert werden und kämpft um ihr Leben. Doch das Mitleid anderer Menschen macht ihre Mutter wütend. Sie weht sich dagegen, dass behinderte Menschen entweder angestarrt oder als Helden bejubelt werden und fragt: Wann ist es endlich normal, anders zu sein? Am Ende erleben wir ein kleines Wunder: Lotta lächelt. Doch wir lernen auch zu akzeptieren, dass sich dieses kleine Glück nicht festhalten lässt. Ein Buch voll großer Fragen, das Mut macht, auch schwierigen Momenten im Leben mit Offenheit und Humor zu begegnen.

Kiepenheuer & Witsch,  
272 S., 18,99 €



## Jonathan Lethem Motherless Brooklyn

Ein Waisenhaus in Brooklyn in den siebziger Jahren. Vier Jungen werden dort von Frank, einem beliebten Ganoven aus dem Viertel auf seltsame Streifzüge mitgenommen. Einer von ihnen ist Lionel. Er leidet am Tourette-Syndrom, ein unkontrollierbarer Zwang, Unsinn zu reden, Dinge und Menschen zu berühren. Die Jungen bieten Detektei- und Fahrdienste an. Eines Tages wird Frank erstochen. Auf der Suche nach dem Mörder gerät Lionel immer tiefer in Brooklyns Unterwelt. Seine Anfälle machen ihn zu einem von allen akzeptierten Sonderling, der herausfindet, dass niemand ist, was er zu sein schien, weder Frank noch seine Freunde. Spannend und sprühend vor Sprachwitz.

Klett-Cotta, 370 S., 19,95 €

LEBENS-  
FRAGEN



# Gemeinsam durchatmen

Wenn ein Mensch sehr leidet, fühlt man sich oft hilflos. Wie gut, wenn man sich das eingestehen und so den Schmerz wenigstens mit ihm teilen kann. Von Krischan Johannsen

Menschen, die sich regelmäßig an die Telefonseelsorge wenden, sind oft sehr einsam. Meist sind sie seelisch erkrankt und haben es schwer, in Kontakt mit anderen Menschen zu kommen. Einige sind darunter, die an körperlichen Einschränkungen leiden. Eine davon ist meine „Lieblingsanruferin“. Ich freue mich, wenn ich ihre herbe Stimme höre. Die Gespräche sind meistens kurz, voller Klarheit und Tiefe, die durch Ironie verdeckt wird. Natürlich weiß ich ihren Namen nicht. Sie lebt allein, ist Akademikerin. Ich denke, sie ist etwa 50 Jahre alt. Vor mehr als zehn Jahren hatte sie einen schweren Unfall mit vielen Folgeoperationen und chronischen Schmerzen. Vor vielleicht fünf Jahren erkrankte sie an multipler Sklerose. Bis heute arbeitet sie von zu Hause aus für ein wissenschaftliches Institut. Wenn sie dort gelegentlich hin muss, sind das mühevolle und kraftraubende Ausflüge.

Zu Anfang war die Begleitung unserer Anruferin einfach. Sie rief an, um etwas für sich zu klären oder zur Ablenkung, wenn sie vor Schmerzen nicht schlafen konnte. Manchmal sicher auch, um nicht allein zu sein. In diesen Gesprächen fühlte ich mich sicher und wusste immer, ein gutes Gegenüber zu sein. Menschen mit chronischen Schmerzen rufen uns oft an. Es hilft ihnen sehr, wenigstens für Momente an etwas anderes als nur an das wütende, lähmende Untier zu denken, dass sich durch den Körper beißt. Als die MS dazu kam, wurde die Begleitung der Anruferin schwerer. Ihre täglichen Ausflüge werden kürzer. Auch wenn es amüsant ist, zu hören, was sie mit dem Rollator erlebt und wie schwer es ist, auf abschüssiger Straße darauf sitzend Pause zu machen, bleibt die Frage im Hintergrund: „Wie lange noch?“ Wie lange kann sie noch allein leben, ihr Leben gestalten und Kontakt halten, außer übers Internet und Telefon?

Die Fragen werden wesentlicher, und ich werde hilfloser. Manchmal hat die Frau genug davon, die noch vorhandenen Ressourcen zu entdecken und sich aufzurichten. Wenn ich verstehen möchte, was gerade in ihr tobt, ist da eine Mischung aus Trotz, Verzweiflung, Disziplin, Kraft, Ohnmacht, Einsamkeit, Angst, Mut, Aktionismus und Müdigkeit – und ganz tief eine Sehnsucht nach Geborgenheit. Da will sie mich als Gegenüber, das standhält. Ich kann da gar nicht anders, als all das in mich hineinfließen zu lassen, es in mir zu spüren, und was ich sagen

kann ist nur: Ich sehe Sie gerade, und ich weiß auch nichts. Irgendetwas in mir möchte gerne wieder ein normales Gespräch führen, wie auch immer, möchte, dass das eigene Tun etwas nützt. Ich fühle die Versuchung, meine Anruferin dazu zu bringen, doch noch etwas Alltägliches zu sagen, mit ihrer intelligenten Ironie den Dingen die Spitze zu nehmen. Sie soll mir darüber hinweghelfen, dass für sie alles so schwer ist. Etwas in mir schreit: „Weg da, ich mag das nicht!“

Rettungssanitäter lernen in ihrer Ausbildung zuerst Sätze über das Verhalten an der Unfallstelle: „Angst, Ekel und Schrecken überwinden!“ Ein Satz, der nicht nur für unappetitliche Unfälle wahr ist, sondern auch für schwere Krankheiten. Auch die können Schrecken, Angst und Ekel auslösen. Damit ich in solchen Fällen ein Gegenüber sein kann, muss ich mir meine Hilflosigkeit, meine Angst, meinen anspringenden Hilfsaktivismus bewusstmachen, um am Ende das zu sein, was ich immer sein kann: Mit-Mensch. Mitfühlender Mensch. Es ist wie ein Zugreifen auf einen stillen Kern, der sagt: „Ja, das alles ist Leben. So ist es und so nehme ich es an. Das Leben kommt und geht. Wir Menschen können nichts hinzugeben oder entfernen, wenn Gott nicht es will.“

Wenn das gelingt, scheint Würde auf. Manchmal merke ich das daran, dass meine Anruferin und ich gleichzeitig tief durchatmen. Oft macht sie dann doch noch einen Witz für uns beide, damit wir es leichter haben – aber das Eigentliche, das wissen wir, waren diese unbenannten kurzen Momente, in denen ich nur da war, obwohl ich gern weggerannt wäre. ■



## Autor:

Krischan Johannsen leitet seit 2009 die Telefonseelsorge in Stuttgart. Für das Diakonie magazin schreibt er regelmäßig über Fragen des Lebens, die ihn und viele seiner Anrufer bewegen.

[www.diakonie.de/inklusion](http://www.diakonie.de/inklusion)

Hier können Sie sich den Text vom Autor vorlesen lassen.

## ARBEIT

## „Hier werde ich gebraucht“

So geht Inklusion: Markus Wurzbacher arbeitet in einer Firma, die Menschen mit und ohne Behinderung beschäftigt. Der Betrieb erfüllt damit auch einen gesellschaftlichen Auftrag. Von Sandra Smailes



Markus Wurzbacher an seinem Arbeitsplatz: Gestelle für die Lackierung von Fahrzeugteilen, werden mit Säure und Lauge gereinigt.

„Ich habe den Sprung von der Werkstatt in einen richtigen Betrieb geschafft und verdiene nun mein eigenes Geld, fast 1000 Euro im Monat. Darauf bin ich sehr stolz“, sagt Markus Wurzbacher.

Der 24-Jährige wohnt im thüringischen Saalfeld. Er hat zwar eine geistige Behinderung, kann vorgegebene Aufgaben aber gut erfüllen und hat dadurch die Chance bekommen, in der Integrationsfirma DeColor 24 gGmbH in seiner Heimatstadt zu arbeiten. Dort sind Menschen mit und ohne Behinde-

rung beschäftigt. Qualität und Leistung werden erwartet – genau wie sonst in der freien Wirtschaft. Markus Wurzbacher hat die Aufgabe, Gestelle, auf denen Fahrzeugteile lackiert wurden, mit Hilfe von Lauge und Säure von Farbe zu befreien. Bisweilen bringt er auch Alu- und PE-Folien von großen Jumborollen in handelsübliche Verpackungsgrößen, das zweite Geschäftsfeld der DeColor 24 gGmbH. „Hier werde ich gebraucht und bin bei den Kollegen angesehen. Wir müssen, wenn viel zu tun ist, auch nachts arbeiten, das stört mich nicht“, sagt er.

Markus Wurzbacher hat bis zu seinem 19. Lebensjahr ein Förderschulzentrum in Gorndorf besucht und wechselte danach in eine Werkstatt für behinderte Menschen in seiner Heimatstadt. Dort prüfte man beim Eingangsverfahren seine Kompetenzen und stimmte sich mit den Eltern ab, dass er gefordert werden soll. Das schützende Dach der Werkstatt mit Rundum-Service – Abholen, Essensversorgung, Betreuung – sollte nicht die Endstation sein.

Den praktischen Ausbildungsteil absolvierte er gleich bei der Saalfelder Firma, die ein Tochterunternehmen der Diakoniestiftung Weimar Bad Lobenstein ist. Das vor fünf Jahren als Integrationsfirma gegründete Unternehmen, in dem die Hälfte der zwanzig Mitarbeiter Menschen mit Behinderung sind, testete Markus' Fähigkeiten und kam zu der Überzeugung, dass er ins Unternehmen passt. „Er kostet uns ab jetzt 20.000 Euro mehr im Jahr“, sagt Mario Bartholomaeus, Geschäftsführer bei DeColor 24. Einerseits fehlen die 10.000 Euro Zuschuss, die man vom Staat für die Beschäftigung des Behinderten bekam, der Rest sind die Lohnkosten abzüglich neuer Zuschüsse. Finanziell profitiert vor allem das Sozialamt im Landkreis Saalfeld-Rudolstadt, das neben den Zuschüssen bisher auch die Grundsicherung für den 24-Jährigen zahlte.

„Eine Firma, die ohne Menschen mit Behinderung arbeitet, läuft vielleicht einfacher und erfüllt unternehmerische Ziele leichter – aber das allein wollen wir nicht. Wir wollen einen gesellschaftlichen Auftrag erfüllen, sozial handeln und anderen helfen. Dafür wurde DeColor 24 gegründet und so entsteht inclusio, unsere zweite Integrationsfirma“, betont Bartholomaeus. All das ist durch einen langen Atem, Willenskraft und das Zutun vieler Partner möglich. Er

nennt die Kammern, dazu die Versorgungsämter, Kostenträger, Rententräger, das Integrationsamt, Fachdienste, die Agentur für Arbeit und Betreuer.

Die Idee der Integrationsfirmen ist nicht neu. Die meisten arbeiten im Dienstleistungssektor. In die freie Wirtschaft, an Aufträge aus der Automobilindustrie, trauen sich wenige. Denn diese Firmen haben hohe Erwartungen: höchste Qualität, Flexibilität und straffe Zeitpläne. DeColor 24 hat bewiesen, dass es klappen kann. Seit sechs Jahren arbeitet das Unternehmen erfolgreich und erfüllt die Aufträge zur Zufriedenheit der Kunden. ■

Weitere Erfahrungen von Menschen mit Behinderungen in der Arbeitswelt unter [diakonie.de/Inklusion](http://diakonie.de/Inklusion)



Bettina Schmidt,  
Vorsitzende  
der Geschäftsbe-  
reichsleitung  
Eingliederungshilfe  
der Diakoniestiftung Weimar  
Bad Lobenstein  
gGmbH

„Das tägliche Brot wird gemeinsam gebacken“

Für uns ist Inklusion kein „zu weites Feld“ – wir arbeiten und entscheiden inklusiv. Nach meinem Ermessen ist eine Normalisierung des Zusammenlebens von Menschen mit und ohne Behinderung nur in beide Richtungen möglich: Außenarbeitsplätze auf dem ersten Arbeitsmarkt für Menschen mit Behinderung und Öffnung der Werkstätten für Menschen, welche die Anforderungen des ersten Arbeitsmarktes noch nicht erfüllen.

Die bestehenden Einrichtungen der Eingliederungshilfe gehören dazu, sie sind anerkannte, zertifizierte und verlässliche Partner für mehr als 10.000 Menschen mit Behinderung in Thüringen. Viele innovative Wege sind wir bereits gegangen und ge-

hen wir täglich neu: So betreiben wir zum Beispiel am Standort Altengesees eine Bäckerei und einen Hofladen, wo Menschen mit und ohne Behinderung gemeinsam das tägliche Brot backen und Inklusion leben. Das setzt voraus, dass wir die vielfältigen Fähigkeiten eines jeden Menschen erkennen, fördern und zum Wohle der Gemeinschaft einbinden.

Es bedarf vieler kleiner Schritte, um das Ziel eines gleichberechtigten Miteinanders in unserer Gesellschaft zu erreichen. Das gemeinsame Leben und Arbeiten von Menschen mit und ohne Behinderung wird zu mehr gesellschaftlicher Akzeptanz führen. Inklusion braucht starke Partner. Inklusion braucht uns alle. ■

## Integrationsfirma

Eine Integrationsfirma ist ein Betrieb des allgemeinen Arbeitsmarktes. Er verfolgt wirtschaftliche Ziele, und 50 Prozent seiner Arbeitsplätze sind dauerhaft mit Menschen mit Behinderung besetzt. Integrationsunternehmen zählen zu den Instrumenten des SGB IX zur dauerhaften beruflichen Integration behinderter Menschen.

Seit 2006 gibt es in Saalfeld die DeColor24 gGmbH. Die Firma ist auf das Entlacken von Metallteilen spezialisiert, führt Schweißarbeiten und Industriemontagen durch.

Die zweite Integrationsfirma der Diakoniestiftung, inclusio Weimar gGmbH, wurde Anfang Oktober eingeweiht und wird von der Aktion Mensch gefördert. Diese Firma ist auf das Färben von hochwertiger Wolle mit Naturfarben in besonders hoher Farbtintensität spezialisiert. ■

Weitere Infos unter  
[www.diakonie-wl.de](http://www.diakonie-wl.de)

Darauf bin ich sehr stolz

Einfache Sprache

Sandra Smalles schreibt über die

Integrations-Firma DeColor 24 in Thüringen.

Das ist eine besondere Firma: Die Hälfte von den Arbeit-Nehmern sind Menschen mit Behinderung.

Sie bekommen Lohn und zahlen Steuern.

Die Firma gibt Menschen mit Behinderung eine Arbeits-Stelle im ersten Arbeits-Markt.

Markus Wurzbacher arbeitet in dieser Firma.

Die Kunden wollen eine gute Ware.

Markus Wurzbacher ist sehr stolz auf seine Arbeit.

Und dass er sein eigenes Geld verdient.

NEUE  
WOHNFORM



## Wie vier Wände ein Stück Freiheit schenken

Technik macht es möglich: Wolfgang Pohl lebt seit 2012 in einem Apartmenthaus für schwerst mehrfach behinderte Menschen in Bochum. Es ist seine erste eigene Wohnung.

Von Nadja Juskowiak

Privatsphäre ist für die meisten Menschen unverzichtbar und selbstverständlich. Nach Artikel 22 der UN-Behindertenrechtskonvention soll das auch für Menschen mit Behinderungen gelten. Für Wolfgang Pohl, 63, wurde dieses Recht Wirklichkeit. Zum ersten Mal in seinem Leben wohnt er in einer eigenen Wohnung. Jetzt sitzt er im Rollstuhl auf der Terrasse vor dem Apartmenthaus in Bochum und lässt sich von der Sonne wärmen.

Pohl leidet seit der Geburt an einer spastischen Lähmung an beiden Armen

und Beinen. Seine rechte Hand aber kann er kontrollieren. Den Kopf hält er nach rechts geneigt, und es fällt ihm schwer, Wörter zu modellieren. „Ich bin abgehauen!“, sagt er und meint seinen Auszug aus dem Wohnheim ganz in der Nähe, wo er mit 47 Jahren eingezogen war. Bis dahin lebte er bei seinen Eltern.

Wolfgang Pohl wendet den Rollstuhl und fährt durch eine extrabreite Tür. Im Aufzug wählt er die dritte Etage, ganz nach oben. Als er sich der Apartmenttür nähert, öffnet die sich fast lautlos. Ein Weitbereichslesegerät erkennt den auf



Pohl programmierten Sender und öffnet sie berührungslos. Seinen Sender trägt er in einem schwarzen Herrentäschchen auf dem Schoß bei sich. Der sogenannte „Transponder“ ist rund, wenige Zentimeter klein und aus Kunststoff. Er kommt unscheinbar daher, aber ist nichts weniger als Pohls Schlüssel in sein persönliches Reich. Das hütet er: „Zwei Mal habe ich schon jemanden hinausgeschmissen.“ Nachdem er den Serviceruf betätigt hatte, sei der Diakonie-Mitarbeiter hereingekommen, ohne zu klopfen, erzählt Wolfgang Pohl. Dann lacht er, als sei ihm gerade ein großer Stein vom Herzen gefallen.

Zum Empfang in seiner Wohnung lässt er Songs von den Beatles laufen. „Ich mag Musik aus meiner Zeit“, erklärt er. Alte Konzertkarten hat er innen an die Wohnungstür geklebt – die Rolling Stones, Herbert Grönemeyer, Peter Dinklage. Modell-Oldtimer stehen ordentlich aufgereiht in einer Glasvitrine. Pohl ist Zigarilloraucher und lässt sich gern einen guten Tropfen schmecken. Seinem persönlichen Lebensstil ist im Apartmenthaus keine organisatorische Grenze mehr gesetzt. „Ich habe hier zum ersten Mal das gemacht, was ich wollte“, sagt er.

Im Wohnheim dagegen darf nur draußen geraucht werden, und Alkohol ist nicht gestattet. Küche und Flur sind halböffentliche Bereiche, in denen die Hauswirtschafterin oder der Fensterputzer wirbeln können, obwohl man gerne in Ruhe seinen Kaffee trinken möchte.

Auch die Toilette musste Pohl teilen. Er legt viel Wert auf den eigenständigen Toilettengang. Dazu muss er sich vom Rollstuhl auf die Schüssel hieven, was anstrengend und langwierig für ihn ist. „Im Wohnheim denkt man ja immer, der andere könnte auch gerade müssen“, sagt er. Seinen Toilettengang stimmte er manchmal sogar mit Hilfe von Abfuhrmittel auf bestimmte Zeiten ab.

Das ist jetzt nicht mehr nötig. Denn dieses Bad ist sein eigenes und wie das ganze Haus barrierefrei. Das Bad hat eine automatische Falttür und einen Wen-

deradius von 120 statt 90 Zentimeter. Einige Details wurden speziell auf Pohls Bedürfnisse abgestimmt. Als Einziger im Haus verfügt er über eine Funkspülung, die es ihm ermöglicht, zwischenzuspülen. Ein extra montierter Haltegriff hilft ihm, sich zu erheben. In allen Apartments sind die Toilettenschüsseln höhenverstellbar. An den Wänden neben Toilette und Waschbecken hängen Bänder, mit denen die Bewohner den Serviceruf auslösen können. Rund um die Uhr sind Mitarbeiter der Diakonie im Haus und stehen den Bewohnern assistierend zur Seite. In der Wahl ihres ambulanten Pflegedienstes sind die Mieter allerdings nicht an die Diakonie gebunden.

Lisa Gündisch, 22, Betreuungshelferin im Apartmenthaus, unterstützt Wolfgang Pohl bei alltäglichen Dingen, beim Wäschewaschen oder Schreiben von Einkaufslisten. Obwohl die Bewohner noch bei vielen Aufgaben Hilfe benötigen, werden sie durch den eigenen Haushalt selbstständiger. „Es sind die kleinen Dinge: Wie wird die Wohnung gestaltet, was wird eingekauft? Das entscheiden sie jetzt selber“, sagt Gündisch. Das Nachbarschaftsklima im Haus sei gut, was auch an der Rückzugsmöglichkeit ins eigene Apartment liegen könne. Manche Mieter verabredeten sich zum gemeinsamen Kaffeetrinken.

## Apartmenthaus in Bochum-Weitmar

**Adresse:** Elsa Brandström-Straße 5,  
44869 Bochum, Telefon: 0234/29 88 99 25

**Betreiber:** Diakonie Ruhr

**Leitung:** Reinhard Jäger

**Team:** zehn Mitarbeiter der Diakonie  
Ruhr Wohnen gGmbH, zwölf Mitarbeiter  
des Pflegedienstes

**Apartments:** 16 Wohnungen (45–55 m<sup>2</sup>)

**Baukosten:** 2,4 Millionen Euro

**Bauherr:** Westfälisch-Lippische  
Vermögensverwaltungsgesellschaft (WLV)



Frank Zittlau leitet das Diakonie-Betreuungsteam im Haus

## „Es gab keine fertigen Lösungen“

Das Apartmenthaus eröffnet neue Möglichkeiten des ambulant betreuten Wohnens. Frank Zittlau entwickelte das Konzept mit. Von Nadja Juskowiak

### **Das Apartmenthaus wurde konzipiert für schwerst mehrfach-behinderte Bewohner.**

#### **Was ist das Besondere daran?**

Es ist komplett barrierefrei, und zwar nicht nach DIN-Norm, sondern real, es gibt keinerlei Schwellen. Alle Türen öffnen sich berührungslos und sind trotzdem abgeschlossen. Sämtliche Schaltervorgänge können über Computer oder an den Mieter angepasste Wege bedient werden. Es gibt einen Servicruf, der durch eine 24-Stunden-Bereitschaft besetzt ist.

Ein wichtiger Aspekt ist die dauerhafte Raumentlüftung. So brauchen die Bewohner keine Assistenz zum Fensteröffnen. Es gibt eine Fußbodenheizung, deren Thermostate sich über den Computer steuern lassen.

#### **Wie ist das Haus entstanden?**

Ein Großteil der Mieter lebte vorher in dem Wohnheim, in dem ich Gruppenleiter war. In der Eingliederungshilfe versuchten wir, Fähigkeiten zu vermitteln, so dass die Menschen möglichst selbstständig leben können. Die Frage für mich war, ob die schwerst mehrfach behinderten Klienten dazu auch in der Lage sind.

Nach Absprache mit dem Wohnheimleiter Reinhard Jäger habe ich mir überlegt, was diese Menschen dazu brauchen. Das

Konzept lag erst in der Schublade. Dann kam das Zehn-Millionen-Programm des Landschaftsverbands Westfalen-Lippe (LWL) zur Förderung des ambulant betreuten Wohnens. Der LWL stellte schnell den Kontakt her zu seiner Tochter, der Westfälisch-Lippischen Vermögensverwaltungsgesellschaft. Deren Leute hatten auch gleich Spaß an der Sache.

#### **Was waren die schwierigsten Herausforderungen beim Bau?**

Die technischen Lösungen waren schwierig, weil es keine fertigen Produkte gab. Der Weitbereichsleser an den Wohnungstüren ist ein gutes Beispiel: Er sollte nach außen möglichst weit lesen, aber nach innen eben nicht, damit die Tür nicht alle naselang aufgeht. Firmen konnten so etwas nicht vorgefertigt anbieten.

#### **Sie sagen, die Betreuung der Menschen im Apartmenthaus wird günstiger als im Wohnheim.**

##### **Wie kommt das?**

Wir haben hier eine einmalige Investition des Landschaftsverbands eingetauscht gegen langfristiges Sparen.

Konkret heißt das zum Beispiel: Wenn jemand das Rollo herunterlassen will, muss er niemanden mehr holen, sondern betätigt einen Schalter. Für den Landschaftsverband wird es, was die Eingliederungs-

hilfeleistung betrifft, in einem einstelligen Prozentbereich günstiger, auch weil der Bedarf der Bewohner individueller berechnet werden kann als im Wohnheim.

#### **Was sind die wichtigsten Erfahrungen, seit die Bewohner hier im Mai 2012 eingezogen sind?**

Es gibt viele große und kleine Dinge, die sich verändert haben. Das Wichtigste ist wohl das Bewusstsein der Bewohner – sie erleben erstmals eine echte Privatsphäre, Selbstständigkeit und Selbstverantwortung.

#### **Wird diese Art Apartmenthaus einmalig bleiben oder künftig in der ambulanten Betreuung eine größere Rolle spielen?**

Ich bin mir sicher, dass dieses Projekt ein weiteres Angebot sein kann und muss. Es ist eine Ergänzung, das die Lücke schließt zwischen dem ambulant betreuten Wohnen für Menschen, die ganz wenig Hilfe brauchen und der vollstationären Betreuung für schwerst mehrfachbehinderte Menschen. ■

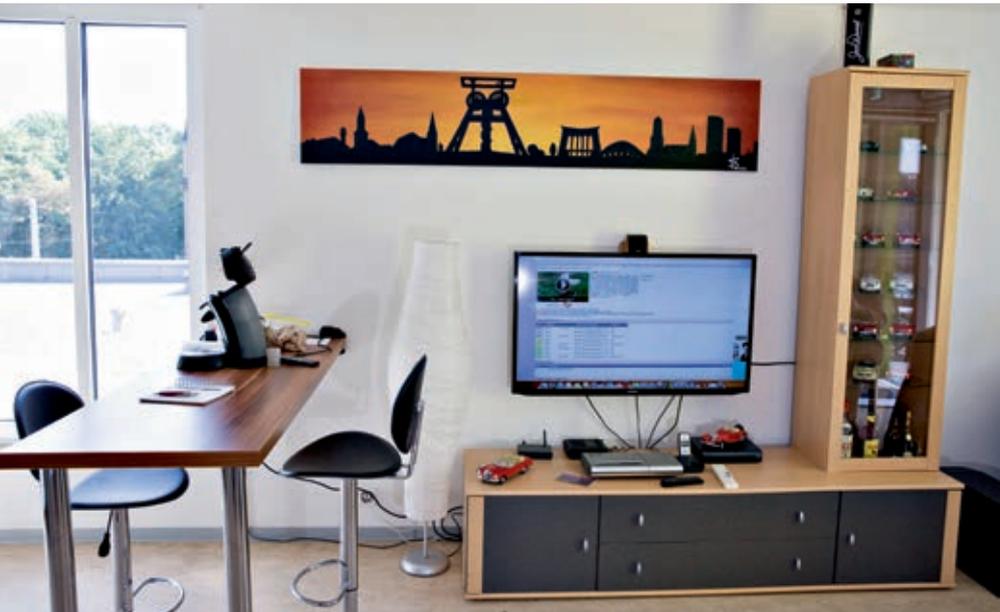
Weitere Fotos zu Wolfgang Pohl unter: [www.diakonie.de/Inklusion](http://www.diakonie.de/Inklusion)  
Ein Film unter: [www.lwl.org](http://www.lwl.org)

Wolfgang Pohl scheint eher ein Einzelgänger zu sein, der hier das Alleinsein genießen kann. „Er ist fröhlich und immer zu einem Scherz mit mir aufgelegt“, sagt Gündisch.

Dass er so vieles eigenständig schafft, hat vor allem mit der Technik in der Wohnung zu tun. Türen, Lichtschalter und Rollos – alle Funktionen im Apartment können über Wandschalter, Fernbedienung oder über den Computer,

halb Jahre nach Einzug der Mieter zufrieden mit dem Ergebnis. „Diakonie und LWL beweisen, dass die eigene Wohnung auch für Menschen mit schwersten Behinderungen kein Traum bleiben muss“, sagt LWL-Sozialdezernent Matthias Münning.

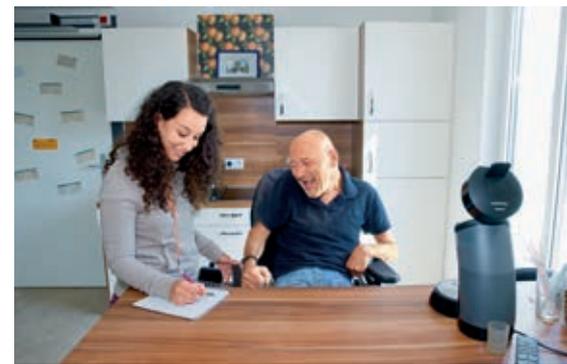
Während der Bauzeit hatte Wolfgang Pohl mehr als ein Jahr Zeit, über seinen Umzug nachzudenken. Ernsthafte Zweifel, ob er diesen Schritt wagen will, hatte



Wolfgang Pohl hat sich sein Apartment selbst eingerichtet. Lisa Gündisch hilft im Alltag: Was kommt auf den Einkaufszettel? Auch eine Konzertkarte ist mal drin im Budget.

zum Beispiel per Mundstick, gesteuert werden. Jede Wohnung wurde technisch so ausgerüstet, wie es der jeweilige Bewohner braucht. Während für Wolfgang Pohl eine Standardfernbedienung genügt, benötigen andere Mieter Spezialfernbedienungen, um in ihrer Wohnung zurechtzukommen. Alle Apartments haben einen Balkon mit einer automatischen, extrabreiten und schwellenfreien Terrassentür.

Der Landschaftsverband Westfalen-Lippe (LWL) hat den Bau des Apartmenthauses mit 900.000 Euro gefördert – davon gingen 450.000 in die technische Ausstattung. Der LWL zeigt sich einein-



er nicht. „Es ist doch eigentlich normal, in seine eigene Wohnung zu ziehen. Bei mir hat es halt etwas länger gedauert“, sagt er.

Aber der bevorstehende Umzug in die ersten eigenen vier Wände brachte für ihn und alle anderen Bewohner auch viele neue Fragen mit sich. Die meisten Mieter leben von der Grundsicherung, deren Regelsatz für Alleinstehende 382 Euro beträgt. Sie müssen sparsam wirtschaften. Während die Lebensmittelpauschale im Wohnheim von der Hauswirtschafterin zum allgemeinen Einkauf verwaltet wurde, ist Pohl nun selbst dafür verantwortlich, was und wie teuer er



Ohne Hilfe geht Wolfgang Pohl zu Hause ein und aus. Betreuer Frank Zittlau hilft beim Wahl-O-Mat.

einkauft. Eine kleine Leckerei wie Lachs oder Leber möchte er sich gelegentlich leisten – nur gelegentlich. „Meiner Meinung nach ist es deshalb auch nicht teuer“, findet er. Das Apartmenthaus liegt in einem lebendigen Stadtteil. Supermarkt, Wochenmarkt, Apotheke und Pizzeria sind gleich um die Ecke.

Auch für die Ordnung ist er jetzt selbst mit verantwortlich. „Wenn ich gegessen habe, räume ich mein Geschirr weg und mache meinen Platz sauber. Früher hätte

ich das nicht unbedingt gemacht“, gibt er zu. Die Achtsamkeit gegenüber dem eigenen Hab und Gut sei gestiegen: „Was ich kaputt mache, muss ich auch selbst bezahlen.“

Trotz vieler Aufgaben und neuer Verantwortung bereut keiner der Bewohner den Umzug in die erste eigene Wohnung. Fünfzehn der sechzehn Mieter kreuzten bei einer anonymen Befragung des Diakonie-Teams an: Es ist alles besser als vorher. ■

## Einfache Sprache

### Frei sein in der eigenen Wohnung

Seit dem letzte Jahr gibt es in Bochum ein besonderes Haus. Dort gibt es Wohnungen für 16 Menschen mit Behinderungen. Hier wohnt auch Wolfgang Pohl. Er ist 63 Jahre alt. Er hat lange in einem Wohn-Heim gelebt. Jetzt wohnt er zum ersten Mal in seinem Leben in einer eigenen Wohnung. Dort bestimmt er allein, was er machen will. In den Wohnungen gibt es viele technische Hilfen. Darum können die Bewohner in einer eigenen Wohnung leben. Mit einer Fern-Bedienung kann

man zum Beispiel Türen und Fenster öffnen. Auch für Bad und Toilette gibt es technische Hilfen. Aber die Bewohner können auch Tag und Nacht Betreuer rufen. Das Haus hat viel Geld gekostet. Aber das Leben hier kostet weniger als im Wohn-Heim. Das sagt Frank Zittlau, der Chef der Betreuer. Wolfgang Pohl kann jetzt viel mehr selbst machen. Er kauft ein. Und er räumt seine Wohnung auf. Er fühlt sich hier wohler als im Wohn-Heim.

## VISIONEN

# Ein Blick in die Zukunft

Fünf Agenturmeldungen aus den 40er Jahren des 21. Jahrhunderts

Von Matthias Vernaldi

23. März 2044

## Positive Bilanz bei leichter Sprache

Es war sehr gut, vor 10 Jahren zu beschließen, mit den Leuten auf Ämtern, in Hotels oder an Schaltern nur noch in leichter Sprache zu reden und auch die Formulare so zu machen. Das sagen der Verbund der Kommunen und die Vereinten Gewerkschaften des öffentlichen Dienstes der UN-Staaten. Dadurch hat sich für die Bürger viel vereinfacht. Alle verstehen jetzt nämlich viel besser, worum es geht. Auch die Beamten. So ist leichte Sprache wichtig für die Demokratie. Außerdem geht jetzt alles viel schneller und kostet deshalb weniger. Selbstverständlich gibt es Gesetze und Verordnungen auch noch in schwerer Sprache. Gerade, wenn man sich streitet oder nicht weiß, wie etwas gemeint ist, ist das wichtig. Aber man muss da gar nicht so oft nachsehen, wie man am Anfang dachte. Der Verbund und die Gewerkschaften bedauern allerdings, dass sich die leichte Sprache noch nicht im Journalismus durchgesetzt hat. Das muss sich ändern.

4. Februar 2046

## Laufstühle für alle

Vom 1. März an wird man in allen größeren Städten von Helsinki bis Syrakus Laufstühle ausleihen können. Sie werden wie Share-Bikes und -Cars überall zu finden, per Handy zu bezahlen und zu aktivieren sein. Pilotstudien zeigen schon jetzt eine große Beliebtheit der Share-Chairs, weil man sich mit ihnen nicht nur auf Gehwegen, sondern auch in Einkaufszentren und Museen frei und sicher bewegen kann.

Der Laufstuhl löste vor einem Vierteljahrhundert den Rollstuhl ab. Von da an war es möglich, mit Maschinenteilen sichere und schnelle Laufbewegungen auszuführen. Menschen, die auf den Rollstuhl angewiesen waren, konnten sich plötzlich auch über unebene Strecken fortbewegen und Wohnungen anmieten, die nur über Stufen erreichbar waren.

Der Nachteil der Laufstühle: Sie brauchen viel Platz. Viele Kommunen haben deshalb vorsorglich den Gebrauch eingeschränkt. So dürfen Bürger, wenn es eng wird, nur dann mit dem Laufstuhl Konzerte oder Cafés besuchen, wenn sie nachweisen können, dass sie von diesem Verkehrsmittel abhängig sind.

4. Mai 2047

## Einheitliche Wertungen beim Crosslauf mit Rollator

Als letzter internationaler Sportverband hat nun auch der Verband der Rollator-Crossläufer darauf verzichtet, Sportler mit körperlichen Einschränkungen anders zu werten als die, die einen Rollator lediglich als Sportgerät nutzen. „Mittlerweile gibt es genügend Schienen, Bänder und Kleinstmotoren, mit denen man die Laufleistung je nach Schwierigkeitsklasse, in der man antritt, unterstützen oder einschränken kann. Da ist es nicht mehr sinnvoll, eine wie auch immer geartete Normalität von Muskeln und Knochen vorzuschreiben“, sagte Milena Simonescou, siebenfache Europameisterin und Vorsitzende des Weltverbandes.

Die Wende beim Sport hin zu einer einheitlichen Wertung wurde 2039 mit dem Verzicht auf die Paralympics sichtbar. So hieß der internationale Wettkampf für Sportler mit Behinderungen, die seit nunmehr acht Jahren an den Olympischen Spielen teilnehmen.

IOC-Präsidentin Ly Moe sagte damals: „Es gehört zum Wesen des Sports, unter Einschränkungen Höchstleistungen zu bringen. Die Fußballer zum Beispiel kämpfen so, als hätten sie keine Hände.“

23. Oktober 2048

## Auch wer sehen kann, hat Anspruch auf einen Job als Musiker

Zu Beginn des Herbstsemesters wies Leonard Müller, Sprecher des Bundesverbands Intellektueller ohne Beeinträchtigung, darauf hin, dass entgegen weit verbreiteter Klischees auch Wissenschaftler und Künstler ohne Beeinträchtigungen in der Lage sind, Besonderes zu leisten. Immer wieder würde es in den Medien so dargestellt, als wäre zum Beispiel eine Blindheit eine gute Grundlage für einen Musiker, weil dieser gezwungen sei, das Nichtsehen durch differenzierteres Hören zu kompensieren. Menschen ohne Beeinträchtigungen würden deshalb bei der Vergabe von entsprechenden Stellen und Aufträgen benachteiligt.

Tatsächlich gibt es überdurchschnittlich viele Akademiker mit Beeinträchtigungen. Im Bereich der Erfolgreichen und Berühmten liegt der Anteil sogar noch höher.

5. August 2049

## Gedenkstätte für Opfer struktureller Gewalt

Ein Gebäude in Berlin Spandau, das vor 50 Jahren als Pflegeheim mit 600 Plätzen erbaut wurde, soll zentrale Gedenkstätte für die Opfer struktureller Gewalt werden. Das beschloss der Deutsche Bundestag auf seiner gestrigen Sitzung auf Antrag der Sozial-emanzipatorischen Allianz. „Über mehr als 200 Jahre hin ist durch die Aussonderung von Menschen in Wohn- und Pflegeeinrichtungen viel Unrecht geschehen. Die Betroffenen haben ihre Menschen- und Bürgerrechte nicht wahrnehmen können und sind ihrer Würde beraubt worden“, so Alterspräsidentin Merkel, 95. Hilmar Garz von der Liga der Wohlfahrtsverbände verwahrte sich dagegen, dass den Trägern solcher Einrichtungen eine besondere Verantwortung zugeschrieben wird. Diese Art der Gewaltanwendung sei struktureller Natur gewesen und von allen mitgetragen worden. Im Gegenteil, man hätte vor Ort versucht, mit den geringen Ressourcen das Beste für die Betroffenen herauszuholen.

Anzeige



FERNHOCHSCHULE  
RIEDLINGEN

STAATLICH  
ANERKANNTE  
FACHHOCHSCHULE



### FLEXIBEL STUDIEREN – SOZIALMANAGEMENT (B.A.)

Eröffnen Sie sich hervorragende Karriereperspektiven durch ein berufsbegleitendes Fernstudium. An der SRH FernHochschule Riedlingen entscheiden Sie – wann, wo und wie Sie studieren wollen.

**Start jederzeit möglich.**

**Ihre Vorteile:**

- ▮ Effiziente und innovative Lehr- und Lernmethoden
- ▮ Flexible Studiengestaltung
- ▮ Intensive und persönliche Betreuung
- ▮ Praxisnähe und hohe Erfolgsquoten

**SRH FernHochschule Riedlingen**  
Lange Straße 19 | 88499 Riedlingen  
Telefon +49 (0) 7371 9315-0 | [info@fh-riedlingen.srh.de](mailto:info@fh-riedlingen.srh.de)





[WWW.FLEXIBELSTUDIERN.DE](http://WWW.FLEXIBELSTUDIERN.DE)

# Die Autorinnen und Autoren

## Nadja Juskowiak

Jahrgang 1977, M.A. freie Journalistin mit den Schwerpunkten Lokaljournalismus, soziale Themen, Gesundheitsthemen, lebt in Bochum.

## Kerstin Klamroth

Jahrgang 1955, lebt in Hofheim, arbeitete als Journalistin für Tageszeitungen, Magazine und Rundfunk. Schwerpunkte: Feuilleton und Soziales. Dozentin für journalistisches Schreiben und Autorin von Sachbüchern und Belletristik.

## Misha Leuschen

Jahrgang 1961, lebt als freie Journalistin in Hamburg. Schwerpunkte: soziale und kirchliche Themen. Mitarbeit beim Straßenmagazin „Hinz&Kunz“.

## Rebecca Maskos

Jahrgang 1975, Psychologin, freie Journalistin in Berlin, lebt mit der Glasknochenkrankheit. Sie ist in der emanzipatorischen Behindertenbewegung engagiert und in Debatten um die Wissenschaftsrichtung Disability Studies.

## Alexander Nuck

Jahrgang 1980, ist Leiter der Presse- und Öffentlichkeitsarbeit am Sächsischen Epilepsiezentrum Radeberg.

## Annette Siegrist

Jahrgang 1971, Journalistin und Sozialpädagogin, Schwerpunkt: Soziales. Sie lebt in Berlin.

## Sandra Smailes

Jahrgang 1977, arbeitet in der Stabstelle Öffentlichkeitsarbeit/Fundraising der Diakoniestiftung Weimar Bad Lobenstein gGmbH.

## Andreas Unger

Jahrgang 1977, ist Sozialjournalist. Als Autor und Moderator beschäftigt er sich mit den Härten des Lebens – und mit Lösungen. Er lebt in München.

## Gloria Veeseer

Jahrgang 1984, hat die evangelische Journalistenschule absolviert und arbeitet als freie Journalistin in Berlin.

## Matthias Vernaldi

Jahrgang 1959, ist Autor in Berlin. Durch Muskelschwund ist er von Kindheit an schwerbehindert und benötigt rund um die Uhr Assistenz. Er engagiert sich unter anderem im Landesbeirat für Menschen mit Behinderungen und schreibt für „mondkalb – Zeitschrift für das organisierte Gebrechen“.

## Die Zusammenfassungen der Artikel dieser Ausgabe in Einfacher Sprache hat das Büro für Leichte Sprache in Bonn gemacht:

Büro für Leichte Sprache Bonn,  
Im Bungert 32, 53343 Wachtberg  
Birgit Thielmann, Tel.: 0228-35978075  
Dorothee Wellpott, Tel.: 0228-3509610  
Mail: [info@leichte-sprache-bonn.de](mailto:info@leichte-sprache-bonn.de),  
[www.leichte-sprache-bonn.de](http://www.leichte-sprache-bonn.de)



**SAG ES EINFACH!**  
Büro für Leichte Sprache

# Thema des nächsten Heftes: Armut

## Das Diakonie magazin 1/2014 erscheint am 25. Mai 2014

Armut ist sichtbar – in den Städten. Auf dem Land ist sie oft unsichtbar. Armut betrifft Kinder und Jugendliche, mit dem demografischen Wandel steigt auch das Risiko der Altersarmut. Leben in Armut bedeutet materielle und soziale Ausgrenzung. Armut hat viele Aspekte, über die in Reportagen, Hintergrundberichten und Kommentaren informiert wird.



# Die GlücksSpirale fördert soziale Projekte.

Lose in jeder  
LOTTO-Annahmestelle

Die Rentenlotterie.



*GlücksSpirale*

Spielteilnahme ab 18 Jahren. Glücksspiel kann süchtig machen. Nähere Informationen bei LOTTO und unter [www.gluecksspirale.de](http://www.gluecksspirale.de). Hotline der BZgA: 0800 1 372 700 (kostenlos und anonym).

## Impressum

**Herausgeber:** Diakonie Deutschland – Evangelischer Bundesverband, Evangelisches Werk für Diakonie und Entwicklung e. V., Caroline-Michaelis-Straße 1, 10115 Berlin, Telefon: (030) 65211-0

**Redaktion:** Andreas Wagner (Chefredaktion), Ulrike Baumgärtner, Ulrike Pape, Justine Schuchardt, Telefon (030) 65211-1117, [redaktion@diakonie.de](mailto:redaktion@diakonie.de)

**Mitarbeit bei dieser Ausgabe:** Ina Hochreuther, Dr. Thomas Schneider, **Verlag:** Hansisches Druck- und Verlagshaus GmbH, Emil-von-Behring-Str. 3, 60439 Frankfurt/Main, Geschäftsführer: Jörg Bollmann, Arnd Brummer, kaufmännische Verlagsleitung: Bert Wegener,

Layout: Hansisches Druck- und Verlagshaus GmbH

**Aboservice:** bruderhausDIAKONIE, Gustav-Werner-Straße 24, 72762 Reutlingen, Telefon (07121) 27 88 60

**Anzeigen:** m-public Medien Services GmbH, Georgenkirchstr. 69/70, 10249 Berlin, Telefon (030) 28 87 48 35, E-Mail: [zurgeissel@m-public.de](mailto:zurgeissel@m-public.de). Zzt. gilt Anzeigenpreisliste 1 vom 01.01.2013.

Mediaberatung: Susanne Zurgeissel

**Druck:** Strube Druck & Medien OHG, 34587 Felsberg

**Bezugs- und Lieferbedingungen:** Das Diakonie magazin erscheint zweimal jährlich. Der Bezug der Zeitschrift Diakonie magazin ist im Mitgliedsbeitrag

des Evangelischen Werkes für Diakonie und Entwicklung enthalten. Dem Diakonie magazin ist ein Regionalteil beigeheftet (Hessen regional), Verlag und Druck wie Bundesausgabe.

ISSN: 1864-1628

Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck, Aufnahme in Online Dienste und Internet nur mit Genehmigung des Herausgebers.



In dieser Ausgabe finden Sie Beilagen von: Brot für die Welt, Verlag für deutsche Wirtschaft und Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. KG



**Versicherer im  
Raum der Kirchen**

Bruderhilfe · Pax · Familienfürsorge



**EXTRA-TIPP. KFZ-VERSICHERUNG.**

Bis zum 30.11. zu uns wechseln und von günstigen Beiträgen profitieren!

## **SCHUTZ. ERFAHREN.**

### *Autoversicherung Classic*

Mit der Kfz-Versicherung der Versicherer im Raum der Kirchen fahren Sie immer gut.

- Schneller und zuverlässiger Schadenservice
- Zertifizierte Partnerwerkstätten
- Niedrige Beiträge

**Gute Beratung braucht Gespräche. Wir sind für Sie da.**

Telefon 0800 2 153456  
[www.vrk.de](http://www.vrk.de)

Menschen schützen.  
Werte bewahren.